Altes und Neues

Herausgegeben
von
Franz Pocci u. Reding v. Biberegg

I. Bändchen

Stuttgart,
Gebrüder Scheitlin.
1855.

Manch fromme Mähr aus früher Zeit,
Manch alter Sang in neuem Kleid,
Ein Klang, wie er aus Wäldern zieht,
Und aus dem Herzen ein frisches Lied,
Kurz: Alt und Neu in Ein's gereiht
Sey'n Euch in diesem Buch geweiht.

Druck von Blum & Vogel in Stuttgart.

Vorwort.

Wir werfen ein Büchlein in die Fluth zu den vielen Andern, so Einer es angeln mag! Wir thun's mit frischem Muth, da wir's gut meinen, eine einfache Gabe zu bieten — aber auch demüthiglich, wohl wissend, daß so ein Tröpflein im Meere wenig gelten mag. Vielleicht aber greift manch schlichte Seele gern nach dem Buche und erquickt sich an dem, was wir aus alten Pergamenten oder wenig gekannten Drucksachen bringen und duldet freundlich, wenn wir zumalen auch etwas Neues auftischen. Viel kostbar Edelgestein und Perlen liegen in der Tiefe alter Zeit, ungefaßt zwar und nicht polirt, wie es jetzt zumeist verlangt wird, aber der wunderbare Glanz schimmert durch, wohl erkennbar dem Auge, das nicht verschmäht, den edlen Kern und Gehalt zu suchen. Je mehr wir aber des Neuen zu kosten bekommen, desto mehr werden wir auf das Alte gewiesen, und wenn auch gar viel des Guten und Schönen auftaucht in unserer Zeit — denn allerzeiten schwebt und webt des Menschen Geist, von Gottes Hauch be-

wegt — so wolle darum das Alte nicht vergessen werden. Noch stehen die ehrwürdigen Dome und blicken nieder auf manch neu Bauwerk, zu fragen: wer von uns mag noch länger bestehen? Und also liegt manch Buch, manch Bild auf Goldgrund in Staub und schier verachtet, ist aber mehr werth denn gar manch gepriesen neues Werk, dessen Meister stolz mit Namen und Titel prangt.

Wie dem auch sei — möge unser Beginnen Euch gefallen, so mag ihm manch anderes Büchlein, das Altes und Neues bieten soll, nachfolgen, und wer uns dann in guter Absicht Etwas dazu spenden will, dem bringen wir unseren Herzensdank!

München im Juli 1855.

Die Herausgeber.

Inhalt.

Altes und Neues.

Erster Theil.

Wilibald,

der Sackpfeifer.

---

1. Kapitel.

Wie ein Ritter mit Namen Gottlieb am preußischen Hofe zu Boßna sammt seinem lieben Gemahl Gott um einen leiblichen Erben gebeten, und wie ihnen Gott einen Sohn bescheerte.



Vor langen Jahren lebte ein frommer alter Ritter an dem Hofe zu Preußen, welcher seine Tage in mannlichen und ritterlichen Thaten hingebracht, bis er fünfzig Jahre alt geworden, ohne ein Weib genommen zu haben.

Mittlerzeit fügte sich's, daß ein reicher Edelmann an des Hochmeisters Hofe starb, welcher des Hochmeister Schenk gewesen. An seine Stelle kam Ritter G o t t l i e b. Als er nun eines Tages des Amtes pflegend seinem Herrn in köstlichen goldenen Geschir=

ren den Wein kredenzte, redete dieser also zu ihm: „Gottlieb, edler und gestrenger Ritter, Deine langen und getreuen Dienste sind mir unvergessen, darum, so Du willst, magst Du eine ziemliche Bitte an mich thun, was mir denn möglich ist mit Land und Leuten, Hab und Gut, soll Dir nicht versagt seyn, damit Du auch einmal Deiner Dienste entladen werdest. Zudem weißt Du, daß mein vormaliger Schenke, dessen Amt Du nun verwaltest, ein schönes und junges Weib hinterlassen hat mit überaus großem Reichthum und ohne alle Kinder. So Dir nun anstünde, sie zur heiligen Ehe zu nehmen, werde ich dafür sorgen, daß sie Dich zu ihrem Herrn und Gemahl nehmen soll, und ich will Dich reichlich begaben und aussteuern."

Wiewohl Gottlieb ein mächtiger, strenger Ritter war, so hatte er doch an Gut nicht überflüssigen Reichthum, deßhalb nahm er kurzen Bedacht und sagte: „Allergnädigster Fürst und Herr, die Sache ist nicht gut abzuschlagen, denn die Frau ist schön, jung und fromm, darum bitte ich auf das Demüthigste, so es möglich, Euer fürstlichen Gnade wolle die Sache mir zum Frommen fördern."

Alsbald nun das Mahl vollendet war und die Tafel abgenommen, ließ der Hochmeister die Frau zu sich rufen und machte ihr seine Absicht kund. Die Frau, so schon von den löblichen Thaten des Ritters Gottlieb gehört, ergab sich mit aller Zucht und Scham in des Hochmeisters Schutz und Schirm und überließ ihm, über sie zu verfügen nach seinem Gutdün-

ken. Darauf ward der Tag angestellet und kurz hernach geschah der Handschlag, denn was gern gehet bedarf nicht viel Treibens. Also ward mit Köstlichkeit und Freude die Hochzeit vollbracht. —

Ritter Gottlieb und sein Gemahl lebten ganz freundlich, friedsam und in großen Freuden miteinander. Der Hochmeister versah ihn auch mit guten Lehen, also daß er einen herrlichen und ritterlichen Stand führen konnte, nahm sehr zu an zeitlichen Ehren und Gut. Allein es war ihre größte Kümmerniß, daß sie in drei Jahren keinen Erben bekommen mochten. Darum bat mit großer Andacht täglich der Ritter Gott den Allmächtigen, deßgleichen that auch sein liebstes Gemahl, daß ihnen auch die Gnade verliehen werde. —

In des Ritters Lehnlande lebte ein armer Bauersmann, Rudolf mit Namen, fromm und gerecht, aber eines gar einfachen Verstandes; den hatte Gott versehen mit einer tugendhaften Hausfrau, Patrix genannt, und mit vielen schönen Kindern, die er in großer Armuth, doch in der Furcht Gottes aufzog. Der Ritter und sein Gemahl hatten groß Mitleiden mit dem Bauern und seinem Weibe, thaten ihm tägliche Handreichung, versahen seine Kinder mit Speise und Kleidern und womit sie ihnen sonsten mochten zu statten kommen.

Da nun Ritter Gottlieb und sein Weib glaubten, der liebe Gott wolle sie nicht mit Nachkommenschaft segnen, so beschlossen sie, das jüngste Knäblein, welches aus des armen Rudolfs Ehe entsprossen, als ihr leiblich Kind anzunehmen.

Da es getauft ward, erhielt es den Namen Friedbert; Ritter Gottlieb aber, als er das Knäblein zur Taufe trug, da er sein Pathe war, sprach bekümmerten Herzens zu Gott: „O mein Gott und Herr, da mir dieses Kind als seinem geistlichen Vater befohlen ist, so will ich auch sein zeitlicher Vater seyn, will es versorgen und erziehen, als wenn es mein Fleisch und Blut wäre, und solltest Du mich auch mittlerweile mit einem oder mehr Kindern begaben, will ich dennoch dieses meines Gelübdes nimmermehr vergessen."

Damit nun Friedbert wohl erzogen werde, setzte Ritter Gottlieb den armen Rudolf auf eine Vogtei in seinem Lande, welche ein schönes Einkommen hatte, und ließ den Knaben bei seinen Eltern.

Es währte aber nicht lange, so erbarmte sich Gott des Ritters und schenkte auch ihm einen leiblichen Sohn, was ihm und seiner Hausfrauen Concordia nicht geringe Freude verursachte. Was da Pracht und Köstlichkeit bei der Taufe fürgangen, ist nicht vonnöthen zu melden; die Taufdecken und andere Kleidung haben auf das Köstlichste müssen zugericht seyn, das läßt man einen Jeden selbst ermessen. —

Demunerachtet aber nahm ob des eignen Kindes, das sie Wilbaldus tauften, ihre Liebe zu Friedbert, dem Angenommenen, nicht ab; denn sie meinten, daß die an ihm verübte Wohlthat der Grund ihres neuen Glückes sey. Die beiden Knaben wurden nun gemeinsam erzogen, und wie aber Friedbert an Liebenswürdigkeit zugenommen, also zeigte sich Wili-

bald als ein halsstörriger Bube, so daß jedmänniglich des Bauern Kind für edelmännisch und des Ritters Sohn vielmehr gemeiner Abkunft schätzte.

---

2. Kapitel.

Wie die Knaben Wilibald und Friedbert miteinander aufwuchsen.

Es wurden nun beide Kinder von dem Ritter und seinem Gemahl auferzogen, und so gleich gehalten, als ob sie leibhafte Brüder wären. Als nun Friedbert, des Bauern Sohn, sieben und Wilibald, Ritter Gottliebs Sohn, sechs Jahre alt war, ward ihnen ein Zuchtmeister gegeben, der Felix hieß, und die Jungen mit liebevollem Ernste zum Lernen anwies. Oft führte er sie auf die lustigen Auen und Wiesen oder in den grünen Wald, auf daß sie ihr Gemüth an der Vögel Singen erlustigten, weil ihm unverborgen war, daß zu viel emsiges Anhalten zu der Lernung nichts Anderes gebieret denn Melancholie und andere schwere Zufälle, sonderlich bei den subtilen Ingeniis. Wenn es sich dann begab, daß Wilibald und Friedbert mit ihrem Zuchtmeister spazieren gingen und mit ihnen andere junge Knaben ihres Alters, so war Friedbert der freundlichste und züchtigste. Er unterzog sich nicht viel kindischer Sachen, sondern ersah seine Lust in den schönen, natürlichen Gewächsen, als: Blumen und andern hübschen Kräu-

tern, deren Gestalt und Schönheit er stets mit ganzem Fleiß beschaute und betrachtete. Wilibald aber, sein vermeinter Bruder, trieb gleich das Gegentheil, suchte Gesellschaft, die mit ihm unartig hin- und herumschwärmten mit Schlagen und Raufen und nahm sich auch des Lernens gar wenig und je länger je weniger an. Darüber ward der Zuchtmeister ganz unmuthig, strafte ihn zu Zeiten mit freundlichen Worten, und sprach: „Mein herzliebster Wilibald, wie magst Du Deinem Bruder so ganz ungleich leben und siehst doch, wie gut es ihm anstehet, daß er sich seiner Jugend gemäß zierlich und weislich hält? ach! ergötze Dich mit ihm und mit dem, worin er Freude und Kurzweil suchet, und folge nicht also den bösen Jungen, die sich keiner Tugend, sondern aller Unart befleißen. Nun schau, mein Wilibald, dieser, wiewohl er von Geblüt Dir gar nicht verwandt, sondern von Deinem Vater und Mutter an Kindes Statt angenommen und Dir gleich auferzogen wird; er tritt in die adeligen Fußstapfen, gleich wäre er von adeligen Eltern geboren, er gesellet sich zu denjenigen, bei welchen er mag Kunst und Weisheit erlernen, und nicht zu den unverständigen Knaben, wie Du gewohnt bist.“ Dergleichen wohlgemeinte Lehren aber konnten bei Wilibald nicht viel frommen, denn sie gingen zu einem Ohr hinein und zum andern hinaus, wie denn zu unsern Zeiten die zarterzogenen Söhnlein noch gewohnt sind. Wenn ihm dann sein Zuchtmeister zu hart in den Schild reden sollte, lief er bald zu seiner Mutter, klagte ihr sein Kümmerniß, die kam denn bald zu

dem Zuchtmeister, bat ihn, daß er der Blödigkeit des Knaben verschonte, er wäre doch noch gar zu kindisch, auch hätte man ihn nicht darum zur Schulen gethan, daß er sollte Doktor werden, sondern daß er Lust, Freude und Kurzweil mit andern Knaben seinesgleichen haben möchte, ihm wäre auch als einem einzigen Sohn nicht vonnöthen, viel zu erkündigen und zu erfahren, denn er hätte wohl in seines Vaters Hause zu bleiben, und großes Gut zu gewarten, darum sollte er ihn unbetrübt gehen lassen. Der gute Felix ließ die Sache also hingehen und wollte nicht viel mehr dazu reden. Gleichwie noch geschieht. —

So gestattete denn die Mutter dem Wilibald viel Muthwillen, was er bald bemerkt hatte, und seines Zucht- und Schulmeisters Strafe und Warnung wenig mehr zu Herzen nahm, sondern mit andern bösen Knaben Gesellschaft pflegte, und besonders mit einem Jungen, Lothar genannt, eines Fleischers Sohn, der mehr als Andere in Bosheit geübt und erfahren war. Wenn dann Friedbert sehen mußte, daß sein Brüderlein mit diesem ungezogenen Vogel Gemeinschaft hatte, so schwand ihm sein Herz im Leibe für großem Unmuth. Eines Tages begab es sich, daß Friedbert seinen Bruder wieder bei Lothar fand, der ihn zu frevlen Dingen verführen wollte. Da sprach er zu diesem: „Du bewährst Dich wieder als ein böser Junge, da Du meinen lieben Bruder zu Schlechtem anleiten willst. Laß ab von ihm; wo nicht aber, so werde ich dieß meinem Herrn Vater und meiner Frau Mutter an-

zeigen, damit Du mit wohlverdienter Strafe gezüchtiget werdest."

Lothar, ein verwöhnter und frevler Junge, etwas stärker und kräftiger an Gliedern denn Friedbert, stund trotzig gegen ihn auf und sagte: „Ei Du verwöhnter Bauernsohn, dessen Vater Jedermann wohl kennet, wie gern möchtest Du Dich eines Ritters Sohn vergleichen! Der Du um Gotteswillen vom Herrn Gottlieb aufgenommen bist, gehe hinaus auf den Meyerhof zu Deinem Vater, den wirst Du finden mit einem Misthaken oder mit einer Heugabel, das sind Deine ritterlichen Waffen. Unterfange Dich nicht, uns belehren zu wollen und bleibe daheim, auf Deinem Bauernhof, sonst könnte es Dir schlecht ergehen. Darnach wisse Dich zu richten!"

Friedbert, der gute Jüngling, ward ob dieser Worte sehr betrübt, als er vernahm, daß ihm seines Vaters Geschlecht und Herkommen von Lothar verächtlich vorgehalten ward, da er doch seinen Vater nie verläugnet habe, und fing an mit weinenden Augen zu reden: „Lieber Lothar! meiner Armuth habe ich mich nie geschämt und zu keiner Zeit noch habe ich mich für adelig ausgegeben. Daß ich aber meinen lieben Herrn einen Vater und meine liebste Frau eine Mutter genannt, das habe ich nicht aus Verachtung meiner Eltern gethan; Gott wolle mir vielmehr die Gnade geben, daß ich ihnen alle Gutthat vergelten möge, so ich von ihnen genossen habe." Hierauf entfernte sich Friedbert traurig und nahm sich vor, den edlen Ritter Gottlieb um freundlichen Urlaub zu bitten,

damit ihm solche Vorwürfe nicht mehr gemacht werden könnten. Lothar aber sprach zu des Ritters Sohn Wilibald: „Verdiene ich nicht guten Lohn von Dir, mein edler Wilibald, daß ich also mit tapferen Worten und zornigen Geberden Deinen angenommenen widerwärtigen Bruder von uns gejagt habe? Fürwahr, Du sollst meinen Worten glauben, wirst Du Dich einmal diesen Bauernsohn unter sein Joch bringen lassen, Du kömmst dann seiner in Ewigkeit nicht mehr ab. Es ist Dir nicht löblich, da Du doch in zwei oder drei Jahren ein schöner, junger mannbarer Edelmann werden kannst, auf welchen männiglich ein Aufsehen haben wird, magst auch Deines Adels und Geburts halben noch dahin kommen, woran dieser Bauernsohn nicht darf gedenken, deren Dinge Du unbezweifelt gut Wissen trägst. Ich aber will mich recht bei Dir finden lassen, wer Dir Leides thut, muß mich zuvor beleidigen. So wir Beide zu mannhaften Jahren kommen, will ich Dein Diener und gekaufter Knecht seyn und nicht begehren, als ob ich Deinesgleichen sey, wie jener Bauernjunge thut." — Mit solchen Worten suchte der Schalk den Wilibald zu gewinnen.

Der junge Edelmann verstund die Sache nicht, daß ihm die zu solch großem Nachtheil gereichen würde, das Zusagen aber und Versprechen des Lothars gefiel ihm wohl, denn er meinte sich schon ein Junker zu seyn, wozu dann gewöhnlich alle vornehmen und reichen Knaben geneigt sind; auch fing er von diesem Tage an, Friedberts Umgang zu meiden, und suchte

jede Gelegenheit, ihn verächtlich zu behandeln. — So kam es denn bald, daß Wilibald, der sich immer mehr und mehr Lothars Verführungen hingab und auch des Zuchtmeisters Lehren und Ermahnungen nicht achtete, da seine Mutter aus Schwäche seine Unarten entschuldigte und ihn verzärtelte, ganz und gar ein schlimmer Bube ward und Ritter Gottliebs Herz tief betrübte.

---

3. Kapitel.

Wie Wilibald mit dem bösen Gesellen Lothar aus seines Vaters Haus entlief.

Es bedarf wohl nicht vieler Worte zu sagen, welch ein Leben Wilibald in Lothars Gesellschaft führte. Viel eitel Böses ward ersonnen und manch Bubenstücklein ausgeführt. Während sich Friedbert in seinem Kämmerlein des Lernens beflíß und mit dem Zuchtmeister des Abends dann fröhlich und züchtig sich erlustirte, war Wilibald oft Tage lang nicht zu sehen, da er mit Lothar umherfuhr. Von diesem tapfer zu Würfelspiel, Karten und Trinkgelag verführt, kam es endlich dahin, daß er sich im Hause seiner Eltern nicht mehr heimisch fühlen konnte. Da kam es denn einsten, daß die bösen Gesellen im offenen Weinhaus lagen und wacker zechten, deß ward Meister Felixen kundbar, ging also, mit einem Rüthlein wohlbewahrt,

den bösen Rangen vor männiglich mit guten Hieben zu streichen, auf daß er sich desto mehr vor männiglich schämte, dahin, forderte alsbald Wilibaldum vor dem Tisch herfür; als er aber spöttlicher und ungehorsamer Geberden gegen ihn bewies, wollte er ihn bei dem Haar herfür ziehen, seine Gesellen aber legten sich mit Macht wider ihn. Da dringet Felix erzürnt hinzu, erwischt Wilibaldum, ruckt ihn über eine Bank, mochte aber mit seiner Ruthen nicht sobald fertig seyn, als der böse Bub heimlich ein Messer aus seiner Dolchscheide zog und Felix in den Schenkel stach, so daß der, mit Schmerz beladen und Blut triefend, den übelgerathenen Jungen fahren ließ, zu einem Arzt zu eilen und seine tiefe Wunde verbinden zu lassen. Wilibald aber hielt mit seinem sauberen Lothario Rath, der redete ihm zu, alsbald seine Heimath zu verlassen, vorerst aber dem Ritter Gottlieb, seinem eigenen Vater, einen Beutel Geldes zu entwenden, daß sie auch Zehrung hätten. Das ward noch vollführt, dann huben sich die Buben aus der Stadt hinweg.

In kurzen Tagen kamen sie in Schlesien gen Breslau, daselbst schrieb Wilibaldus seiner Mutter um Geld, dessen sie ihm eine große Summa zuschickte. Erst fingen sie an rechte Lotterbuben zu werden, trieben nichts anders, denn was dem Geiste weh und dem Leibe wohl that, mit Spielen, Essen, Trinken, Tag und Nacht, daß sich männiglich darob verwundern mußte. Sie lagen bei einem Wirth, welchem wohl mit solchen Gästen war, und so der Wilibald kein Geld mehr

hatte, saß ihr Wirth auf seinen Klepper, ritt gen Boßna zu des Ritters Frau, die machte sich jederzeit gerüst, damit sie ihren lieben Sohn in seinem Bubenleben aufbauen und erhalten möchte, das währte so lange, daß dem guten Ritter anfing an seiner Nahrung abzugehen, durft aber zu seinem Gemahl nichts sagen, denn sie ihm unter Augen sagte, sie verthät doch nur das Ihre. Dieß Leben trieben die zween guten Söhne drei Jahre in der Stadt Breslau, bis sie endlich den Wirth wieder einmal nach Boßna schickten, ihnen Geld zu holen. Derselbige brachte ihnen ein gut Theiles, davon sich die zwei Gerath-wohl schöne Klepper kauften und dem Wirth und seiner Tochter, welcher Lotharius betrogener Weise die Ehe versprochen, sagten, sie wollten nur spazieren reiten und bald wieder kommen. — Fuhren aber nimmer heim, sondern nahmen ihren Weg der Lausitz zu, kamen in eine Stadt, heißt Glogau, da blieben die Junker nicht lange, denn das Land wollte ihnen nicht gefallen, auch wollte man ihnen nicht so große Reverenz anthun als zu Breslau, darum mochten die Junker nicht bleiben, gedachten, ihren Weg demnächst in Brabant gen Antorf zu nehmen, da denn die rechten Bader und Barbiere wohnen, so die Taschen wohl schröpfen und zu der Ader lassen können, also sich Mancher gar verblutet, daß er keinen Pfennig behält. Das mußten sie auch erfahren. Sie ritten den näheſten Weg auf die Laußnitz, von dannen gen Torgau, von Torgau gen Hall in Sachsen, dann nächst gen Nordhausen, von dannen über den Thüringer Wald in's Land

zu Hessen, blieben etliche Tage zu Cassel, da war der Landgraf mit all seinem Hofgesind, sie aber, wiewohl sie zierlich gekleidet gingen, wurden doch nicht sonderlich geachtet, maßen sie sich der Hofweise nicht zu gebrauchen wußten; hatten sich mehr auf Büberei und Bosheit geübt, denn auf Ritterspiel. Wollte ihnen an dem Orte auch nicht gefallen, nahmen ihren Weg auf Mainz zu, verkauften ihre Pferde, da saßen sie auf den Rhein, schifften also mit Freuden den Rhein hinab bis gen Deventer, da traten sie von dem Rhein, nahmen ihren Weg weiter über Land zu Reuß bis sie kamen in die vornehme Stadt Antorff; daselbst gingen sie zu einem Wirth, der sie sehr freundlich herbergte, zumal da er gehöret, daß sie Edelleute wären — demselbigen gaben die Beiden ihre Satteltasche mit Geld zu bewahren, lebten alle Tage herrlich und in Freuden, tranken eitel feine Weine: Malvasier, Lautertrank und Muskateller, speisten die besten Leckerbißlein: Fasanen, Rebhühner, Wildpret und Hasen; ihre besten Freunde aber waren Schalksnarren und Spielleute und dergleichen Menschen, die meinen, zum Leben gehöre nichts mehr, als ein Liedlein geigen oder auf der Lauten schlagen können. Das machte ihnen eine Zeitlang ein gut Lob, bestund aber nicht lang. Eines Tages nun, als sie lange nicht mit ihm abgerechnet hatten, kam der Wirth und sprach also: „Lieben Junker, ich wollt, daß Ihr einmal ein frisch Register anfinget und das alte abwischetet, denn man sagt: Gute Rechnung, gute Freunde! so muß ich auch Geld haben, Wein und Speise einzukaufen."

Lotharius, so allweg am frohsten war, sagte: „Herr Wirth, meinet Ihr, daß wir kein Geld mehr wissen, wann schon das, was wir Euch gegeben, verthan ist? Gehet hin, bringet Euer Register und unsere Satteltaschen, wir wollen Euch abzahlen, und einen andern Wirth suchen, so uns mehr denn Ihr trauen soll." Da gedacht der Wirth daran, daß sie wohl nicht so reden würden, wenn sie nicht noch anderswo Geldes genug hätten, und sprach: „Lieben Junker, ich bitte, wollet mir meine Worte nicht so im Argen aufnehmen, ich thue es Euch zu gut, damit, so die Summe groß, Ihr nicht gedenken möget, ich hätte zu viel gerechnet." — „Das habet Ihr nie an uns gespüret," sagte Lotharius, „wir sind doch mit aller Rechnung zufrieden gewesen, wie Ihr uns dieselbige gemacht." — „Das ist wahr," sagte der Wirth, „ich kann nicht anders denn Mildigkeit von Euch rühmen." Damit nahm der Hader ein Ende.

---

4. Kapitel.

Wie Friedbert in Zucht, Tugend und guter Lehr zugenommen.

In welchem Maße nun der gute Ritter Gottlieb betrübt war über seinen davongelaufenen Sohn Wilibald, in demselben (gleichwie ein süß Tränklein auf bittere Arznei) mußte er sich freuen an seinem angenommenen Sohne Friedbert, der sich in so fleißiger Arbeit in der Schule und zu Haus hielt,

daß er Andere seines Alters (und auch Mehreres) weit übertraf, also daß Gottlieb beschloß (weil es denn also auch Gottes Wille schien), seinen eigenen bösen Sohn ganz aus dem Herzen zu schließen und Friedbert als seinen ächten und gerechten lieben Sohn zu halten und achten. — Darob die Mutter des Wilibald, die immer noch im Geheimen an demselben hing, tief betrübet ward, bald hernach auch, schon betagt, das Zeitliche gesegnete; im selben Jahre starb auch der Vater des Friedbert, worauf der gute Ritter die Patrix, des Friedberts Mutter, zu sich nahm und ihr über Mägde und alle andere Hausgeschäfte Befehl gab. Was aber nun die Knechte betraf, solches versahe Friedbertus, der fing an ganz männlich zu werden und eines klugen Verstandes. Also machte sich Gottlieb mit seiner Arbeit zur Ruhe, dienete nur Gott dem Allmächtigen und versahe sein Amt zu steter Zeit mit Fleiß und Eifer. Ihn hielt vonwegen seines Alters das ganze Hofgesind in großen Würden und Ehren, denn er sich mit dem Geringsten als mit dem Größten gar freundlich vertragen konnte.

Da geschah es nun einmal, daß der Ritter Gottlieb dem Hochmeister ein großes hochzeitliches Fest zurichten mußte, in dessen Anordnung er sich so gewandt und geschickt erwies, daß der Hochmeister nach aufgehobener Mahlzeit ihn zu sich in den Garten beschied und gar freundlich mit ihm redete, unter Anderm auch fragte: „Ob ihm nichts wissend wäre von seinem Sohne?“ Der Ritter antwortete mit betrübtem Herzen:

„Ihm wäre von dem Tage an, nachdem er hinweg kommen, nichts von ihm gesagt worden, wo er sich hielte oder wie es ihm ginge; ich habe ihn auch, sagte er, aus meinem Herzen gegraben, und erkenne ihn für keinen Sohn mehr, denn seine Mutter, mein Gemahl, hat ihr Leben um seinetwillen aufgegeben. Damit ich mir aber einen andern Trost nehmen möge, so ist mir mein anderer, angenommener Sohn dermaßen wohl gerathen, daß ich mich ferner seiner von Herzen freuen thue," und damit erzählte er ihm das ganze Leben der beiden Knaben Friedberti und Felixen; auch meldete er, wie sie jetzund geschickt wären, auf die hohe Schule zu ziehen. Dem Hochmeister gefiel solche ruhmreiche Rede von diesen zween Knaben dermaßen, daß er zur Stunde befehlen thät, man sollte sie für ihn bringen. Solches geschah unverzüglich. Als nun beide junge Knaben für den Hochmeister kamen, merkte er an ihren Geberden, daß Alles, so Gottlieb von ihnen gesagt hatte, wahr wäre, befahl auch alsbald, daß man sie aus seiner Rentkammer reichlich versehen und auf das Förderlichste auf die hohe Schule schickte. Das geschah. Sie wurden versehen mit Geld, Kleidern und Pferden, ihnen ward auch zugeordnet Jedem ein Diener, so stets auf sie warten sollten. Sie dankten Gott um solche große Gutthat.

In kurzen Tagen wurden alle Sachen geordnet, daß sie ihre Reise vollzogen; Friedbert nahm Urlaub von seinem Herrn Vater, dem alten Ritter, befahl ihm seine Mutter in Treuen, gesegnete sie freundlich, deßgleichen that auch Felix. In Freuden

ritten sie davon, kamen in kurzen Tagen auf die hohe Schule, da sie denn ganz fleißig studirten.

---

5. Kapitel.

Wie es Wilibald und Lothar in der Fremde weiter ergangen.

So man oft einen Weg fähret, wird das Gleis desto weiter. Also auch, wenn man oft in den Säkel greift, hat das andere Geld desto mehr Raum, vorab wenn man viel herausnimmt und nichts hineinleget. So geschah es auch den guten Knaben. Das Geld war verbraucht und die Mutter gestorben, die bisher heimlich geholfen. —

Der Wirth zu Antorf merkte auch wohl an seinen Gästen, daß ihnen müßte Geld gebrechen, denn sie waren nicht mehr die Ersten an der Tafel wie zuvor, brachten auch keine Gäste mehr zu Hause. In Summa, sie fingen an ganz trostlos zu werden. Der Wirth gedachte wohl, die Kuh wäre nicht länger mehr zu melken; darum wann ihm Gäste kamen, setzte er seine Junker nicht mehr nach altem Brauch oben an, sondern wann sie oben an saßen, hieß er sie hinab rücken, ja er vergaß ihrer bisweilen gar, daß er sie nicht einmal zum Tisch rief. Das fing die guten Jungen an zu betrüben, insonderheit Wilibaldum, denn der Kosten war ihm ausgegangen, aber Lotharius hatte seinen Pracht mehr damit geführet denn

er. Da erschien eines Tags der Wirth mit großem Register und ihrer Satteltaschen, und begehrte mit ihnen zu rechnen; denn er wollte bezahlt seyn; mußten nun daran, ob sie wollten oder nicht, und war der Rest von all' ihrem Geld nahe denn sechs Pfund zum Vorrath blieben; aber sogar diese blieben ihnen nicht, denn der Schneider und Schuhmacher kamen ebenfalls und sagten, ihre Rechnung betrage 12 Pfund. Da saßen die edlen Junker ganz traurig, mit ihren Füßen auf der Erden klopfend, unter sich sehend, ihr verloren Geld zu suchen, war aber umsonst, mußten auch noch einen schönen neuen Mantel lassen und zogen übel aus von Antorf, unwissend, was sie beginnen oder wovon sie weiter leben sollten. — Als sie vor der Stadt waren, begann Wilibald gegen Lothar in bitterlicher Reue zu reden: „O Lotharius, wärest Du nicht gewesen, so wäre ich vielleicht jetzt daheim ein guter Sohn bei meinem lieben Vater und müßte nun nicht herumirren in der Fremde! O weh mir Armseligen, daß ich Deinen bösen Anschlägen gefolgt habe, die mich in's Verderben geführet." — Lotharius, der ein schändlicher und verlogener Vogel war, antwortete: „Die Schuld, Wilibalde, sollst Du mir mit nichten geben, allzumal Du an der Sachen allein Schuld trägst; meinest Du nicht, mich bekümmert auch schmerzlich, daß ich meines Vaterlandes also muß beraubet seyn, aus welchem Du mich gebracht hast, dieweil Du aus Furcht nicht bleiben durftest, als Du Deinem Schulmeister mit einem Messer durch seinen Schenkel stachest? sage an, habe ich Dich eines solchen

unterrichtet? Nein wahrlich, denn ich von dem auslaufenden Blut so hart erschrack, daß wenn man mich erstochen hätte, ich keinen Tropfen Blut geben haben würde, dazu stund ich in großen Sorgen Deinethalben, denn mir war der Zorn Deines Vaters wohlwissend, der Dich sicher, wo Du ihm geworden wärest, in ewige Gefängniß eingelegt haben würde; deß Du mir denn nicht genug danken magst. Hergegen sagst Du jetzt das Widerspiel, als wenn ich allein daran schuldig wäre. Wohlan, thue ihm, wie Du willst, ich will meinen Weg gen Brüssel nehmen, daselbst um einen Meister sehen, meines Vaters Handwerk lernen, versiehe Du Dich auch, wo Du magst, denn ich weiß Dir in keinem Wege zu rathen noch zu helfen, habe jetzt mit mir selbst zu thun, habe auch so wohl als Du keine Zehrung mehr." Also sieht Jeder, wie es mit der schlechten Freundschaft wohl bestellt! — Damit schied Lothar heimlich von ihm aus der Herberg in dem Dorf, darin sie lagen, so daß Wilibald lange nicht erfahren mocht', wo er hinkommen war. Lothar zog den nächsten Weg nach Brüssel, daselbst verdingte er sich zu einem reichen Metzger, der war ein gar alter Mann, hatte sehr viel Gesindes, Knechte und Mägde. — Zum Anfange hielt er sich ganz unsträflich, so daß ihn sein Meister fast lieb gewann. Er vertraute ihm zuletzt mehr denn keinem unter seinen Dienern, dadurch ihm dann seine Heimlichkeit offenbar ward. Eines Tages war der gute Mann über Land auf einen Jahrmarkt gefahren, ließ den Buben im Hause, welchen er vormals zu jeder Zeit mitzunehmen pflegte,

befahl ihm, das Haus zu verwahren, das ander Gesinde zur Arbeit anzuführen, welches er ihm denn Alles gütlich zu thun versprach. Sobald aber der Meister von Hause kam, wartete er mit Fleiß seiner Gelegenheit, bis des Metzgers Weib ausgangen war, und das andere Gesind ihrer Geschäfte pflegte. Alsbald dann brach er mit etlichen Instrumenten seines Meisters Kammer auf und nahm die gesammte Baarschaft, die sich darinnen vorfand. Als aber das Gerümpel von einer Magd gehört ward, machte dieselbe eilends ein Geschrei, davon die andern Knechte und Mägde zugleich zugelaufen und den erschrockenen diebischen Buben ob seinem Diebstahl ergriffen, mit guten starken Stricken banden, und also auf des Meisters Zukunft verwahrten. Welcher, als er nun des Abends kommen ist, hat er den Buben mit rauhen Worten gestrafet, und gar übel ausgerichtet; doch weil ihm noch kein Schade geschehen, hat er ihn dem Richter nicht wollen überantworten, sondern eine Zehrung geben, und zum Thor hinausgewiesen. — Als er vor dem Thore war, dachte er daran, wie er seine Sache fein geschickt handhabe und einen anderen Pelz anlege; meinte, sich zu einem Wirth als Knecht zu verdingen, da könnte er gute faule Tage haben bei kleiner Arbeit und reicher Kost; die hätten ja allweg die Schlüssel zum Keller, tragen Wein und Brod auf und mag oft ein Zug aus der Kannen gerathen. Also kam er gen Hall, fand bald einen guten Herrn, einen Wirth, der meinte, Gott hätte ihn berathen, denn der Schalk konnte mit solchen glatten Worten streichen, daß man

meinte, er wäre geschliffen. Er war auch von Person ein hübscher gerader Jüngling, tummelte sich auch erstlich so wohl, daß ihm sein Herr anfing, fast alle seine Sachen zu vertrauen und zu befehlen. Den Schalk wußte er ziemlich zu verbergen, daß einer gar spitzig hätte aufmerken müssen, der den Schalk erkennen wollen. Stund aber nicht lange, es kam so grob an Tag, daß es nicht gröber hätte mögen seyn. Denn nehmet wahr: Es kamen eines Tages viele Kaufleute gen Hall, die wollten in die Antorfer Meß, und wie denn der Brauch ist, gaben sie dem Wirth ihre Mantelsäcke mit dem Gelde zu behalten, welches ihnen denn der Wirth fleißig verwahrete, saß demnach zu den Kaufleuten und war fröhlich mit ihnen. Sie sagten von guten Schwänken, und was ihnen seither von Hause begegnet wäre, guts und böses. Wie denn der Kaufleute Gewohnheit ist, wann sie in die Messen fahren, treiben sie allerlei Kurzweil, damit sie die Zeit vertreiben — wovon man Büchlein abzufassen, wie auch schon wohl geschehen ist —; also ging es auch zu. Als sie nun im besten Essen sind, kömmt einer ihrer Gesellen geritten, welcher ihnen nach postieret, denn er sich etwas daheim verhindert hatte. Indem er sie nun an dem Essen fand, gibt er Lothario sein Pferd, befiehlts ihm anzubinden, nimmt seine Sachen, gehet zu seinen Gesellen und Landsleuten in den Saal, befiehlt dem Wirth seinen Mantelsack. Der Wirth saget: „Mein Herr, seyd zufrieden, ich will den wohl verwahren.“ Kurz darnach kömmt Lotharius, der Wirth befiehlt ihm, den Mantelsack aufzuheben.

Er macht sich gar geschäftig, nimmt denselben Mantelsack und des Wirths Kammerschlüssel, als wenn er denselben darein zu den andern verwahren wollten, er aber stieß den unter die Stiegen zu alt Gerümpel, kömmt wieder mit des Wirths Schlüsseln, gibt ihm die wieder, als wenn alle Sache ganz wohl ausgerichtet und versehen wäre.

Die Kaufleute waren alle wohl bezecht, gingen zu schlafen, befohlen dem Wirth, auf den künftigen Morgen ein gut Frühstück zu bereiten, denn sie wollten nicht früh aufstehen. Deß war der Wirth gar wohl zufrieden. Also gingen sie fröhlich schlafen, der Wirth und seine Gäste. — Lotharius nahm sich aber für, die Nacht nicht viel zu schlafen, sondern viel zu wachen, und seine Geschäfte auszurichten.

Als nun das Volk im Hause entschlafen war, nahm er den Mantelsack mit dem Gelde, und trug ihn in seine Kammer, da er denn mit einem scharfen Messer gerüstet war. Er säumte sich nicht lange, schnitte denselben auf, da fand er ein groß Geld darin, 's war lauter Gold. Der Schalk nahm davon, so viel ihm möglich zu tragen, legte seine besten Kleider an, und sobald es Tag ward, machte er sich davon, ganz frühe, ehedann im Hause Jemand auf war; nahm seinen Weg den nächsten auf Dengen, ist fünf Meilwegs. Da kehret er in eine Herberge, bat den Wirth, er solle ihn nicht melden, gab ihm das Geld, so er gestohlen hatte, einstheils zu behalten. Der Wirth gedacht', die Sach ging nicht recht zu, denn Lothar fürchtete sich gar sehr, wie solcher diebischer Buben

Brauch ist, die gemeiniglich keinen ehrlichen Biedermann ansehen dürfen.

Als aber nun zu Halle Wirth und Gäste aufstunden, fragte Jedermann nach dem Hausknecht, es konnt aber Niemand nichts von ihm sagen. — Dem Wirth war nirgend recht, lief für seine Kammer, klopfte an, Niemand wollte ihm Antwort geben; er schloß die Kammer auf, schaute in allen Winkeln nach seinem Knechte. Zuletzt erblickte er in einem Versteck den zerschnittenen Mantelsack, davon er gar sehr erschrack, und ließ damit ein laut Geschrei erschallen. Das erhörten die Kaufherren, auch das ander Gesind im Hause, liefen mit Haufen herzu, da funden sie den Wirth in großem Jammer und Klagen, daß er vor Schrecken nicht stehen konnte; erschracken gar übel über den Mantelsack, und meinte erst ein Jeglicher, es wäre der seine; fand sich aber, daß er des Kaufmannes war, so am letzten kommen. Dem mangelte eine große Summa. Saß sogleich auf sein Pferd, deßgleichen der Wirth, ritten mit einander behende auf Dengen zu, denn der Bösewicht war dem Wirth unter der Pforten erkundschaftet worden. Die anderen Kaufleute hatten groß Mitleiden mit ihrem Gesellen, ritten auch auf die Straßen, ob sie etwas erfahren möchten. Die Beiden kamen gen Dengen, erforschten die Einkehr des Buben, saßen ab und gingen hinein in die Herberge. Derselbig Wirth war ein bescheidener Mann, ersah bald den Handel, der sie bekümmere, und sprach: „Schweigt, lieben Herrn, habt einen leichten Muth, ich hoffe, es soll noch wer-

den gut, Euch soll geholfen werden; sagt ihnen damit von seinem Gast, welcher erst vor einer Stunde in seinem Hause gewesen wäre," und zeigete ihnen dabei an die Gestalt und die Kleidung, daraus sie leichtlich abnahmen, daß es eben der Bub wäre, den sie suchten. — Als sie nun miteinander redeten, kömmt der Schalk die Stiege herabgegangen. Da er nun den Wirth erblickt, erschrickt er fast übel, untersteht die Flucht zu geben, der Kaufmann aber läuft ihm die Thür ab, und sagt: „Du verzweifelter arger Schalk, hie mußt Du Dein Leben lassen." Lotharius fiel behende auf seine Knie, bat um Gnad, zohe damit das Geld, so er hatte, aus seinem Busen, und sagte: „Ich habe hiervon nichts verthan, das übrige Theil hat der Wirth." Davon der Kaufmann sehr erfreuet ward, der Wirth brachte das übrige Gold aus seiner Kammer, gab das dem Kaufmann. Aber der Wirth von Halle gedachte: Der Bösewicht soll keinem frommen Mann nimmermehr solchen Schrecken abgewinnen, es ist zu viel.

Mitdem ward er dem Richter überantwortet, und dieweil er in frischer That ergriffen, gleich an die Folter geschlagen; da er bei kleiner Marter alle Bosheit bekannte. Als der Richter solche Bubenstücke von ihm vernahm, ward er gleich desselbigen Tages gehenkt. Da ward ihm sein verdienter Lohn, nach welchem er gerungen.

---

6. Kapitel.

Wie es Wilibaldo ergangen, nachdem der böse Lothar von ihm fort war, auch was sich mit Friedbert und Felix weiter begeben.

Wilibald zog nun alleinig seine Straßen, hatte weder zu beißen noch zu brechen, und mußte sich auch noch fast übel besorgen, wo er von der „rothen Rotte" ergriffen würde, möchte er gehangen werden, wie denn solches der Brauch in Brabant ist. Da reiten etliche Reisige im Lande um, und wo sie solche verlorne Kinder, so nicht arbeiten wollen, ergreifen, hängen sie selbe gleich also warm. Trachtete ernstlich, wie er doch wieder zu seinem Vaterland kommen möchte. Er wußte aber noch nicht, daß seine Frau Mutter gestorben, sondern war noch guter Hoffnung, wenn er einen Boten zu ihr senden könnte, sie ihm etwas schicken würde, damit er nicht in solchem Jammer und elendem Leben seine Zeit verzehren dürfte. Er zog so lange, bis er weder Heller noch Pfenning mehr hatte; Niemand wollte ihm etwas umsonst geben, und wann er schon um Gotteswillen bat, sagte man: Er wäre jung und stark, warum er nicht arbeitete? Also zog er in großem Hunger durch Westphalen, demnach durch Sachsen und die Markgrafschaft Brandenburg, bis er kam in Preußen, da verdingete er sich auf einem Dorfe, zu einem Bauern, der war fast reich, und hatte viel Vieh's, das unterzog sich Wilibald zu hüten, denn ihn der bittere Hunger darzu zwingen thät. Also ward aus einem Edelmann ein Säuhirt. Was aber die Ursach

gewesen, ist oben nach der Länge eingeführet, wie denn auch ein alt Sprüchwort gebraucht wird: Hundert Jahre machen aus einem Hirten einen König, und wieder hundert Jahre aus einem König einen Hirten. Wilibaldus, der von gutem Geschlecht und edlem Samen geboren war, muß jetzund der Schweine und anderen Viehes hüten. Friedbert aber und Felix, eines Bauern Söhne, waren nun der eine Kanzler und der andere Sekretarius des Hochmeisters zu Preußen, der, weil er allzeit von ihnen nur Gutes und Rühmliches gehört, sie, nachdem sie ihre Studia vollendet, an seinen Hof berief und wegen ihrer ausnehmenden Geschicklichkeit alsbald in seine Dienste nahm, allwo sie beharrten mit allem Fleiße.

Friedbert war jetzt bei zwei Jahren Kanzler am Hofe zu Preußen gewesen, aber unverehlicht. Derowegen der Hochmeister gedachte, wie er ihn mit einer tugendsamen Jungfrauen möchte versorgen. Nun hatte der vorige Kanzler zwei schöne Töchter hinterlassen. Die ältere ward genannt Concordia, eine züchtige Jungfrau, die jüngste aber Felicitas, ihre Schwester an Schöne noch übertreffend. Der Hochmeister fragte Friedbertum, den Kanzler, einmal: „Ob er nicht Willen hätte, zu der Ehe zu greifen." Der antwortete: „Wo er eine wüßte, bei welcher er in Fried und Freude leben möchte, wollte er sich wohl darein begeben, wo er aber das in Sorgen stehen sollte, wollt er von der Freiheit, in welcher er jetzund wäre, nicht abtreten, und viel lieber einer Frauen mangeln, dann mit

einer wunderlichen oder zänkischen haushalten." Ueber solche Worte lachte der Hochmeister und fragete Felixen: „Ob er auch eines solchen Gemüths wäre?" Felix antwortete: „Nein." Hierauf sagte der Hochmeister: „Wo alle Jünglinge eines solchen Fürhabens seyn, wie Friedbert, würde nimmer einer zum ehelichen Stand kommen, dann man wüßte ja wohl, daß alles menschliche Geschlecht zu leiden geboren sey." Darauf antwortete Friedbert, der Kanzler: „Dieweil es denn je gelitten muß seyn, wollte er sich mit Geduld darein ergeben;" darauf bestellete der Hochmeister Friedbert und Felix zu sich auf den morgigen Mittag. Friedbert aber der Kanzler sammt Felixen gingen zu ihrem Herrn Gottlieben, dem alten Ritter, nahmen das Nachtmahl in großen Freuden und freundlichem Gespräche, sagten dem alten Ritter alles das, so der Hochmeister mit ihnen geredt hatte, davon er sehr große Freude empfing, denn er wußte wohl, daß ihnen die Sache zu gutem Glück gerathen würde; unterdeß hatte der Hochmeister die Kanzlerin Wittfrau mit ihren Töchtern zu sich beschieden, die auch alsbald erschien. Felicitas als die jüngste ging vor, der ihre Schwester Concordia nachfolgte, die hatte ihr goldfarbes Haar zurück abgeschlagen, das glänzete nicht anders, denn wäre es gesponnen türkisch Gold gewesen, auf ihrem Haupte trug sie ein schön Perlenband, auf demselben einen schönen Kranz, ihre Stirne erhaben, glatt und wohl gezieret, mit gebogenen schmalen Augbräulein; die Aeuglein, wie schön und klar sie gewesen, kann ich nicht verloben, sie konnte auch deren so lieblich gebrauchen,

daß nicht zu sagen ist. Die jüngste Schwester war nicht minder mit Schönheit gezieret denn die ältere, allein daß sie ein wenig bräuner war. Da nun Charitas mit ihren Töchtern eine kleine Zeit bei dem Hochmeister gewesen, hat er zur Stund Friedberten sammt Felixen und dem alten Ritter, und andere seine Räthe berufen lassen, die denn gehorsamlich erschienen. Der Hochmeister sagte ihnen Alles, was er den vorgehenden Tag mit Friedbert und Felixen geredet hatte. „Ihm wäre nicht vonnöthen, ihrer beider fleißigen Dienste von ihnen zu erzählen, dieweil all sein Hofgesind ein solches täglich vor Augen sähen. Darum wäre ihm ein Gedanken kommen, wo es ihnen anders beiden gefallen, wollte er sie mit züchtigen und schönen Jungfrauen versehen. Er sey nun der frohen Hoffnung, Charitas die Mutter sammt ihren Töchtern würden ihm seine Bitte nicht abschlagen; und in der That, als er ihr die Frage vorlegte, ob sie ihre beide Töchter Friedberten und Felix verehelichen wollte, fiel sie zu Fuß, zum Zeichen, daß sie dafür nichts zu thun wisse, als zu danken. — Da verlobte der Hochmeister alsbald die schöne Felicitas mit Friedbert, der unterdeß eine fast große Freude empfunden an dem Vorschlage des Hochmeisters, die Concordia aber mit Felix, worüber Alles am Hofe höchlich erfreut war. —

---

7. Kapitel.

Wie Wilibald in neues Unglück trifft und er flüchten muß; dagegen zu Boßna fröhlich Hochzeit gehalten wird.

Wilibald, der arme Tropf, war jetzund schon gewohnt, bei dem Vieh auf dem Felde seine Zeit zu verzehren; etwa zu Zeiten saß er an der Sonnen, seine Schuh flickend, und wo ihm ein Loch in seinen Rock kam, machte er einen andern Lappen darüber, achtete nicht der Farben, ob sie sich mit seinem Rock verglichen oder nicht. Rauhes und schwarzes Brod war seine Speise, und wann ihm Gott Zwiebeln und Knoblauch bescherete, nahm er selbe wohl für gut, meinend, er hätte eine gute Mahlzeit gehabt. Also muß man solchen leckeren Gesellen kochen, so vormals der guten Bißlein gewohnt waren. Da ging es nicht auf Bradändisch zu, Malvasier und Meth waren dem guten Wilibaldo ganz theuer geworden, denn er mußte sich der kalten Brunnen und fließenden Bächlein behelfen.

Es wollte aber das unstete und wankelmüthige Glück noch nicht vergnügt seyn. Denn als einmal auf der Weide die Sonne um Mittag recht heiß schien, rückete Wilbaldus zu dem Walde, damit das Vieh Schatten möchte haben, er selber legte sich unter einer dicken Eichen in den Schatten schlafen und entschlief gar schnell. Indem kamen aus dem Walde ein Haufen Wölfe, rissen und zerrten ihm etlich Vieh zu Boden, und erwürgeten deren manch Stück. Wilbaldus war hart

entschlafen, hörete noch, wußte von solchem Schaden und Unfall gar nichts, erwachte auch nicht, bis der Schade geschehen. — Als er nun genug geschlafen und aufgestanden, thät er um sich sehen nach seinem Vieh, das lief im Felde um ganz zerstreut und furchtsam, er kömmt an das Ort, findt das übrige Aas, so die Wölfe hatten gelassen, erkannte wohl, daß es seines Bauern Vieh gewesen war. Wer erschrack übler denn Wilbaldus? Er raufte sich selbst das Haar aus, und klagte jämmerlich: „O mordio! (sagte er) mir armen und betrübten Hirten, wo soll ich nun aus? Zu meinem Meister darf ich nicht kommen, jetzt ist mein verdienter Lohn dahin. Ja, mir ist weder zu rathen noch zu helfen nimmermehr."

Wie der arme Wilbaldus in so großer Klage und Jammer war, ersiehet er von Ferne seinen Meister herreiten. Denn ihm ward von seinem Nachbar gesagt, wie sein Vieh ohn einen Hirten in weitem Felde ganz verscheucht und irre ginge. Er ritt im Felde umher, trieb das Vieh, so gut er mocht, zusamm. Wilbaldus wollte sich nicht länger säumen, erwischete seine Hirtentasche, Stab und Riemen, eilete dem dicken Walde zu, schloff und kroch in großen Sorgen durch alle Gesträuch und rauhe Dornenhecken, zerrieß und zerzerrete sich fast übel, also daß ihm sein ganzer Leib versehret war, dann er meinte nicht anders, sein Meister ritte um, ihn zu suchen. Der Meister kam zuletzt auf die Wahlstatt, auf welcher sein zerrissen und verbissen Vieh lag, da sahe er wohl, daß der Wölfe ein gut Theil ob ihnen gewesen, dachte nicht anders, dann

Wilbaldus wäre von ihnen auch umbracht; säumte sich nicht lange, ritt zu Hause, trieb mit ihm sein überblieben Vieh, dann er besorgte sich auch vor den Wölfen. — Wilbaldus aber vor großen Sorgen und Aengsten gedachte der Wölfe nicht mehr, bis jetzund die finstere Nacht hereinbrach, da fing ihm an der Hase im Busen zu laufen und die Katze den Rücken hinauf, rufte Gott stets an, er sollte ihm aus dem finstern Walde helfen. Die Nacht aber kam mit solcher Finsterniß, daß er keinen Stich mehr sehen konnte, das ganze Holz däuchte ihm voller Bären und Wölfe zu seyn. Ach Gott! gedachte er, wo soll ich aus? steige ich auf einen Baum, so bin ich wohl sicher vor den Wölfen und wilden Schweinen, wer sichert mich aber vor den grausamen Bären und Luchsen, deren viel in diesem Walde sind? Nun ist mein Leben nie in größerer Gefahr gestanden. Ach warum hab ich meines Meisters nicht erwartet, und den Tod williglich von ihm erlitten, so wäre ich doch nicht ein Aas der wilden Thiere.

Als er nun in solcher großen Angst und mancherlei Gedanken war, stieg er doch zuletzt auf einen hohen Baum, legte sich in eine starke Zwerggabel, band sich selbst mit seinem Gürtel daran, damit, so er entschliefe, er nicht herabfiele. Dieselbige Nacht kam ihm kein Schlaf in seine Augen, sondern war in großen Aengsten und Sorgen. Die Nacht war ihm so lang, als ihm keine Nacht seine Lebtage je worden war, sobald nur ein Blättlein von einem Baum fiel, meinte er, es wäre ein wild Thier oder sonst ein Ungeheuer. Sobald es

nun Tag ward, stieg er von dem Baum herab, ging so lange, bis er auf einen guten und gebahnten Weg kam, der führte ihn aus dem Walde an ein sehr groß Wasser, die Weichsel genannt, daran liegt eine Stadt, genannt Thorun, in die kam er ganz schwach und hungrig. Er ging für der Bürger Häuser, bat sie um Brod um Gotteswillen. Von ungeschicht begab es sich, daß der Säuhirt in der Stadt keinen Knecht hatte, der dingete ihn um einen Lohn, deß ward er gar froh. Also dienete er ihm so wohl, ehedem ein Viertheil eines Jahres hinging, machte er ihm andere Kleider, damit er sich vor dem Frost und Regen möchte bewahren und erwehren, er gab ihm auch was mehr unter die Zähne denn der Bauer, bei welchem er zuvor gewesen war. —

Am Hofe des Hochmeisters war unterdeß die Zeit vorhanden, daß man alle Dinge, so zur Hochzeit nöthig, auf's Köstlichste zurichtete. Der Hochmeister ließ einen freien Hof ausrufen in seinem ganzen Lande, damit alle Ritter und Grafen, so ihm unterworfen wären, erschienen, und einmal Kurzweil hätten. Es ward auch ein groß Jagen und Beizen auf allerlei Wildpret angestellet, da wollte Niemand der Letzte seyn. Also kamen in kurzen Tagen eine große Zahl Wildpret von Hirschen, Rehen, Schweinen, Bären, daß sich männiglich darob verwunderte. Die Küchen wurden aufgeschlagen, deßgleichen in einem schönen weiten Baumgarten viele Zelte, unter welchen man essen und trinken sollte.

Als nun der bestimmte Tag kam, an welchem die Hochzeit

sollte gehalten werden, ist nicht zu sagen, was für Köstlichkeit erschien von Frauen und Jungfrauen. Die kamen ganz zierlich gekleidet mit Perlen, Golde und Silber umgeben. Da hörte man Trommeten, Heerpauken, Zinken, Lauten und Geigen. In Summa, des Saitenspiels war da ein Ueberfluß. Es kam jetzt die Stunde, daß man zur Kirche gehen solle; der Hochmeister ging mitten ein, Friedbert zur rechten Seite, und Felix zur Linken, die führte er bei ihren Händen; ihnen folgte gleich auf dem Fuß nach Gottlieb der alte Ritter in großen Freuden. Mit ihm ging der oberste Hofmeister des Hochmeisters; denen folgeten Grafen, Ritter und Knechte in großer Anzahl. Zuletzt kamen die zwo schönen vermählten Jungfrauen auf einem köstlichen vergüldeten Wagen gefahren, denselbigen folgten noch viel andere Wägen mit schönen Jungfrauen und Frauen besetzet. —

Da sie nun für die Kirche kommen, ist alsbald allda gewesen ein Erzbischof, der hat erstlich Friedberten und seine liebste Braut, und darauf Felixen mit seiner Braut mit schönen Worten empfangen, in die Kirche begleitet, darauf einen schönen Sermon gehalten, und gesagt, was der eheliche Stand sey, wie und wer den eingesetzet, auch wie sie sich in solchem heiligen Stande halten sollen. Demnach er nun eine gute Zeit mit ihnen geredt, hat er den göttlichen Segen über sie gesprochen, darauf denn das Amt gar herrlich mit lieblicher Musik vollbracht ward; dann ist man zu Tisch gegangen, und jeder nach seiner Würde gesetzet worden. Was da

für köstliche Speisen und Trachten fürgetragen, bedünket mich zu schreiben nicht möglich. —

Als nun die Mahlzeit am besten war, trug man vor den Brauttisch einen schönen hohen Stuhl, der war bedecket mit einem rothen Carmesin-Sammet, den stellten vier Ritter gegen den beiden Bräuten, daß ihn männiglich sehen möchte; es war aber ein schönes weites Gezelt, unter welchem die Bräute saßen sammt dem mehrern Theil Frauen und Jungfrauen. Darum nahm ihn der Hochmeister für, die Morgengabe, so er beiden Bräuten geben wollte, für den Geladenen zu offeriren, wie es gebräuchlich war. Als nun Alles verrichtet, traten wiederum von den vornehmsten Rittern vier hervor, deren jeder einen schönen vergüldeten Kopf trug — so nannte man ehedem eine eigene Art feiner Trinkbecher, — in jedem waren etliche Stücke Goldes, vor ihnen her gingen Trommeter und ein Herold, der rief für männiglich die Gaben und Schenkungen aus, darnach setzten die Ritter die Gaben auf gemeldeten Stuhl. Nachdem die Frauen und Jungfrauen Urlaub genommen, gingen sie wieder darvon. — Wie nun das Mahl ein Ende und das Wasser auf die Hände genommen ward, ist darauf ein schöner Tanz gehalten worden, der währte bis an's Nachtmahl. Und wie dasselbe auch mit gar köstlicher Speise und Trank vollbracht, ward wieder ein neuer Tanz mit Windlichtern angehoben. Das dauerte bis die Stunde der Ruhe eingefallen und Jedermann an sein Lager ging; haben die übrige Nacht mit süßem Schlaf vertrieben.

Die Nacht verging und der ander Tag erschien jetzt mit klarem Schein, da fing man von neuem an, die Mahlzeit gar köstlich zu bereiten. Der Hochmeister befahl den jungen Edelleuten, daß sie auf den künftigen Tag sich rüsten sollten und ein Turnier-Rennen anrichten; welcher dann unter ihnen den Preis behielte, dem solle ein Kleinod verehret werden. Deßgleichen ordnete er den Reitknechten eine Gabe, das war ein Kleid von Fuß auf, die sollten mit stumpfen Schwertern in einem Schranken zu Roß kämpfen, welcher sich denn am behendesten tummeln könnte, dem sollte die Gabe, so bei sechs Dukaten werth war, gegeben werden.

Zum dritten gab die gemeine Ritterschaft den Schildbuben auch ein Kleid auf drei Dukaten werth, die mußten in einem Schranken mit ledern Kolben, so ganz hart ausgefüllet waren, kämpfen ohne allen Harnisch und mit bloßen Häuptern, nichts anders denn Hosen und Hember an, und Schlafhauben aufhaben, das denn gar ein kurzweiliges Sehen war. Es ward auch den edlen Knaben Damast ausgeben, darum mußten sie laufen; welcher denn mit dem ersten das Ziel erreichte, dem ward ein solcher Damast gegeben. Dieser und dergleichen Kurzweil wurden auf dieser Hochzeit viele getrieben, davon denn gar viel zu schreiben wäre. Die Hochzeit währete bei acht Tage, daß Niemand vom Hofe schied, bis die acht Tage verlaufen; dann nahm Jedermann Urlaub von dem Hochmeister und ritt wieder heim. Friedbert und Felix aber lebten

in großen Freuden mit ihren beiden Gemahlinnen. Dieß bleibe also.

---

8. Kapitel.

Wie Lotharius eines Nachts dem Wilibald erschien, derselbige weiter ziehet und unvermerkt wieder durch seine Sackpfeife in die Heimath kommt.

Während solches Alles zu Bosna vorging, studierte Wilibald sein Hirtenamt gar fleißig, also daß er seinem Meister nicht mehr um Geld feil war. Sein Meister aber war ein großer Künstler unter den Hirten geachtet, denn er gar wohl auf der Sackpfeifen rauschen konnte; das begehrete der gute Wilbaldus auch von seinem Meister zu lernen, deß er ihn denn auch mit gutem Willen unterrichtete. In kurzer Zeit übertraf er seinen Meister mit dem edlen Spiel, denn wenn er darauf spielte, sang er gar wohl darein. Er hatte auch noch ein klein Fünklein und kleines Stücklein von dem Schulsack behalten, also daß er oft eigene Liederlein und Reimen dichtete, ward zuletzt der Kunst so frei, daß er sich seiner Sackpfeifen und Singens gebrauchte, meinend, es stünde dennoch ein wenig besser denn gar betteln, wiewohl es fast Schwestern und Brüder miteinander sind.

Auf eine Zeit saß Wilbaldus und dichtete ein Lied zu seiner Sackpfeife, in welchem er sein Unglück anzeigete, bevor-

aus aber den Lothar darstellte als den Urheber seines ganzen Leidens. Als er nun des Nachts sein Vieh heimgetrieben, und nach dem Nachtmahl ganz müde zu Bette ging, nicht lange lag, mit großem Schlaf hart umfangen war, däuchte ihm träumend, wie er ein erschreckliches Menschenbild sähe vor sich stehen mit zitterndem Leibe und angsthaften Geberden, das sagte zu ihm: „Wilbalde! Wilbalde!“ Von solchem traurigen Ruf thät er in seinem Schlaf sich gar übel fürchten, war ihm stets, wie er mit heftiger Stimme Mordio schrie, konnte aber nicht schreien. Zuletzt gerieth ihm ein Schrei, und schrie mit lauter Stimme, also daß er davon erwachte, siehet und greifet um sich nach dem Bild, — da war es nichts. Er lag in einem großen Schweiß ganz furchtsam, wünschte oft den Tag, damit er mit seinem Vieh zu Felde triebe. Zuletzt entschlief er wieder, da kömmt ihm für ein noch grausamer Gesicht denn das vorige gewesen war, er sahe den Lotharium ganz scheinbarlich vor sich in dem Schlaf, seine beiden Hände waren ihm auf den Rücken gebunden, einen langen Strick an seinem Halse tragend, ganz elender und tödtlicher Gestalt. Er sagte: „O Wilibalde! mir ist geschehen wie ich verdienet; mein Leib ist eine Speise der Raben geworden, der ich ein Rabenkind gewesen; nun aber bitte ich Dich nur das Eine: Du wollest von Zorn gegen mich ablassen und mir verzeihen, damit meine arme Seel zur Ruhe komme.“ Mit der Rede verschwand das Gesicht. Wilbaldus erwachte für lauter großem Schrecken und Furcht, er sahe ganz furcht-

sam um sich, und als er nichts sehen konnte, zog er sein Haupt unter die Decke, lag also ungeschlafen, bis der Tag anbrach; da stund er auf, that sein Gebet zu Gott, nahm sein Zeug, als: die Tasche, Stab und Horn, ging auf die Straßen, blies die Mägde auf, daß sie das Vieh herfür treiben sollten. Als er nun in das Feld kam, dachte er dem Gesichte fleißig nach. Allmächtiger Gott, dachte er, wie mag das immer zugehen? ist ihm also, wie ich in meinem Schlafe gesehen habe, so hat Lotharius ein böses Ende genommen. Darnach gedachte er in Schmerzen seines guten Vaters, dem er entlaufen, und meinete, lieber wollte er bei ihm im Gefängnisse denn hier in der Freiheit seyn, und betete zu Gott, daß er ihm gnädiglich vergeben und wiederum zurückführen wolle zu seinem Vater. Solcher Gedanken hatte der arme Wilbaldo viele und mancherlei. Tag und Nacht setzte er sich vor, Urlaub von seinem Meister zu nehmen. Er war bei ihm gewesen in das andre Jahr, hatte jetzund etwas Lohn verdient, mit dem meinete er wohl bis in sein Vaterland zu zehren. — Eines Tags kam sein Meister an ihn, begehrete, er sollte sich noch weiter zu ihm verdingen. Wilbaldus sagte ihm sein endliches Fürnehmen, daß er im Sinn hätte, heimzuziehen. Er sagte ihm auch dabei, wie er in solch Elend kommen, viel Guts verthan, was Stammes und Namens er wäre, und in Summa, erzählte ihm seine ganze Historie, darob der Hirt anfänglich ein großes und merkliches Verwundern hatte, hernach ihm aber alsbald auszahlte, was er ihm an Lohn schuldig war: denn

er merkte wohl, daß sein Knecht nicht von Anfang ein Säuhirt gewesen und wohl vielleicht edlen Geschlechts sein mochte. Darauf nahm Wilbaldus seine Sackpfeife, gesegnete seinen Meister und Frauen, und zog von Thorum über den Fluß Weichsel. Er brauchte sich mit seiner Sackpfeife, so gut er mochte, kam von einer Stadt zur andern, bis gen Wladißlavia. Dahin hatte zufällig der Hochmeister Friedberten und Felixen als Commissarien zum Landtage geschickt. Als sie nun eines Tages fröhlich beieinander waren, kam der gute, einfältige Spielmann Wilbald mit seiner Sackpfeife und singet sein Liedlein, denn er Friedberten und Felixen nicht kannte, desgleichen sie ihn auch nicht. Sie Beide aber merkten gar eben auf sein Gedicht. Als er nun ausgepfiffen, sagte Friedbert: „Mein lieber Spielmann, sage mir, hast Du dies Liedlein von einem Andern gelernet, oder ist es von Dir selbst gemacht?" Antwortete Wilbald: „O mein lieber Herr, Ihr sollt mir glauben, was ich in diesem Liede gesungen habe, solches ist mir Alles und noch viel ärgers zu Handen gangen, denn ich jetzt mehr denn zehn Jahre in großem Elend umgezogen bin, einen Stein erbarme es. O, mich gedenket noch wohl, daß ich gar ein liebes Kind war." Friedbert sagte: „Lieber Spielmann, von wannen bist Du?" Antwortete ihm Wilibald: „O, lieber Herr, das ziemet mir nicht zu sagen, denn sich meine Eltern schämen müßten." Spricht Friedbert: „Ich bitte, wollest uns Dein Liedlein noch einmal singen, dann soll Dir von mir und diesem guten Herrn eine Verehrung werden, die Du zu

Dank annehmen wirst.“ Felix war des gar begierig zu hören. Also fing Wilbaldus an, und sang mit lauter Stimm ohn die Sackpfeife, damit sie es desto besser verstehen möchten, und wiewohl er seine Taufnamen verändert hatte, damit man ihn nicht erkennen sollte, hatte er ihn doch in diesem Lied zu vorderst und an vielen Orten hineingeflickt, darauf sie Beide ein sonderlich Gemerk hatten, denn er an seiner Gestalt immer hätten mögen erkannt werden, so bleich, schwarz und mager war er von dem guten Leben worden, so er in der Zeit gehabt hatte. Er nannte sich Heinz ohne Trost; darbei nahmen sie ab, daß er seinen rechten Namen leugnete.

Wilbalde Sackpfeifen-Lied lautet also wie folgt:

Ich bin fürnehmer Leute Kind,
Bin arm jetzt und verlassen,
Und statt daß ich die Liebe find,
Will Alles mich nur hassen.
Nun muß ich mit meiner Pfeifen
Fremder Herren Land durchstreifen.

Ach, wär' ich blieben wo ich war
Und wo ich ward geboren;
Ich irr' umher schon manches Jahr
Und sing vor allen Thoren,
Muß jetzt mit meiner Pfeifen
Fremder Herren Land durchstreifen.

Ein falscher Freund hat mich verführt
In meinen jungen Tagen,
Und so geschah's, wie mir's gebührt,
Hab' nun die Folg' zu tragen:

Daß ich jetzt mit meiner Pfeifen
Fremder Herr'n Land muß durchstreifen.

O gebt mir Nahrung, gebt mit Trank,
Der Hunger thut gar wehe;
Ich bring' euch dafür Herzensdank;
Seht, wie ich vor euch stehe!
So arm und schlecht mit meiner Pfeifen
Muß ich die Kreuz und Queere streifen.

Mein Vater war ein frommer Mann,
Meine Mutter sanft und milde,
Der falsch' Freund hat mir's angethan,
Daß Arges ich führt' im Schilde,
Hab' nun den Lohn: mit meiner Pfeifen
Muß ich in fremden Landen streifen.

Habt Mitleid, edle Herr'n und Frauen
Mit dem verlornen Sohne,
Wollt nur auf meine Armuth schauen,
Dies Lied biet' ich zum Lohne:
Ach, müßt ich doch mit meiner Pfeifen
Von Land zu Land nit mehr streifen!

Als nun Friedbert der Kanzler und Felix der Sekretarius von Wilbaldo das Liedlein vom Anfang bis zum Ende vernommen, hatten sie gar keinen Zweifel mehr, Wilbaldus wäre selbst zugegen, darum sie sich denn des Weinens kaum konnten enthalten. Sie nahmen den guten Sackpfeifer zu ihnen an den Tisch, hießen ihn nach allen seinem Lust essen und trinken; solches nahm er zu großen Dank auf, Niemand aber sonst an der Tafel wußte die Ursach, warum diese zweene

vornehme Männer sich des unachtbaren Pfeifers so hoch annahmen.

Friedbert, so oft er Wilbalde anschaute, seufzte schwer auf von seinem Herzen. Deß nahmen die andern Herrn wohl wahr, jedoch wollt ihn Niemand fragen. Wilbaldus aber achtete deß nicht, denn ihm ward selten ein so guter Tag geworden, da er also schmausen konnte nach Belieben. — Als aber das Mahl vollendet war, und Friedbert und Felix aufstunden, nahmen sie ihren Sackpfeifer, führten ihn zu einem Goldschmiede, bestelleten ihm zween schöne silberne Schilde zu machen und ihrer beider Wappen darein zu schmelzen, sie befahlen auch Wilbaldo, daß er auf sie warten sollte, so lange sie in der Stadt Uladißlavia blieben, sie wollten ihm keinen Mangel leiden lassen, und so es ihm denn beliebte, daß er mit ihnen in ihre Heimath ziehen wollte, wollten sie ihm einen ehrlichen Dienst verschaffen. Das gefiel Wilbaldo fast wohl, er wußte aber nicht, wohin sie ihn führen wollten. Er hatte täglich seinen Aufenthalt bei ihnen, wartete auch ganz getreulich auf seinen Dienst, denn seithero er in Brabant selbst ein Junker gewesen, war es ihm nie so gut ergangen. — Seines geflißenen Dienstes konnten sich Friedbert und Felix nicht genugsam verwundern, sagten oft zusammen: Wahrlich Wilbaldus hat einen bessern Zucht- und Lehrmeister gehabt, dieweil er nicht zu Bosna gewesen ist bei seinem Vater. Wahrlich die Armuth ist eine Meisterin, verwöhnte muthwillige Kinder zu züchtigen; hätte ihm seine Frau Mutter sel.

den Zaum nicht so weit gelassen, es wäre mit ihm dahin nimmer kommen. Sie hätten Beide fast gerne gewußt, ob Wilbaldus Wissen gehabt hätte, daß seine Frau Mutter gestorben wäre, wußten aber die Sache uicht anzngreifen, denn sie ja nicht wollten, daß er sie kennen sollte, bis zu seiner Zeit.

Auf eine Zeit, als sie Beide müßig und ihrer Geschäfte entladen, führeten sie Wilibaldum zum Goldschmiede, löseten ihm seine Schilde, wollten versuchen, ob er sie tragen wollte. Ach Gott! der gute arme Wilibald hatte jetzt all seines Adels vergessen, so man ihm eine Narrenkappe angemuthet, er hätte sie mit Willen getragen, so ganz wohl hatten ihn Armuth, Angst und Noth geputzt. Als er nun die Schilde angehängt, führeten sie ihn vor die Stadt-Pforten auf einen grünen Anger, fingen an ihn mit subtilen Worten auszuforschen, konnten aber nichts weiter von ihm erfahren, als wie es ihm von Anfang bis jetzt ergangen wäre und wie er von Antorf Armuth und Scham halber hätte weichen müssen, dieweil er erstlich so großen Pracht getrieben, auf die Letzt aber den Wirth kaum bezahlen konnte.

Als er ihnen nach der Länge erzählet sein Elend, so er erlitten, fing Friedbert an zu sagen: „Es ist in vergangener Woche ein Edelmann in unserer Herberge gelegen, der uns viel lange Weile vertrieben und mit seinen guten Schwänken und Historien die Zeit gekürzet hat; so ich recht behalten habe, ist er in der Stadt Boßna an dem Hofe. Unter andern erwähnte er uns eine Historie von eines Ritters Sohn, demsel-

ben ist es ergangen wie Dir armen Sackpfeifer, und fürwahr, wenn Du nicht mit Namen hättest genannt wie gemeldten Ritters Sohn glaube ich gänzlich, Du wärest derselbe." Wilbaldus ließ einen großen Seufzer von seinem Herzen gehen. „Ach mein Herr," sagte er, „ich bitte, Ihr wollet nur dieselbe Historie erzählen, damit ich vernehme, daß noch mehr armselige Vögel sind wie ich." Friedbert hatte aber wohl Vermuthung, daß er eben der Wilbaldus wäre, von dem er sagen wollte, weßhalb er auch wohl erfahren mochte, wie sich sein Vater und Mutter nach seinem Abschied verhalten. So sprach denn Friedbert: „Nimm wahr, mein lieber Sackpfeifer, in der Stadt Boßna (nach des Edelmanns Erzählung) wohnete ein alter Ritter mit Namen Gottlieb, ein ehrbarer Mann an des Hochmeisters Hofe, der hatte in seinem betagten Alter ein schön, züchtig, edel, reich Gemahl genommen, mit welcher er einen einzigen Sohn erzeuget hat, denselben nannte er Wilbaldum, welchen er mit großer Liebe auferzogen, auch einen jungen Knaben ihm zur Gesellschaft von einem Bauern genommen, mit großem Fleiß bei einem Zuchtmeister unterhalten, bei welchem sie in gleichen Tugenden zunahmen, bis der Jüngling Wilbaldus an einen bösen Lockvogel sich hängete, seines Vaters und Zuchtmeisters Strafe vernichtete und in den Wind schlug. Zuletzt, als der Vater seines Sohnes groß Verderben sahe, thät er ihm seinen Zuchtmeister in schärfere Strafe befehlen. Als ihn nun derselbige bei üppiger, böser Gesellschaft fand, unterstund er, ihn mit der Ruthen zu züchtigen. Wilbald aber,

von seiner bösen Gesellschaft dermaßen abgerichtet, wollte solche Strafe nicht leiden, sondern stach seinen Zuchtmeister mit einem Messer durch einen Schenkel und verwundete ihn gar hart. Solcher Ursach halber durfte er vor seinen Vater nicht kommen, lief also mit einem seiner Gesellen, der ein auserlesener diebischer Schalk war (wiewohl von frommen Eltern), davon, hielt sich eine Zeitlang nicht weit von der Stadt Boßna bei einem Wirth, dahin ihm seine Mutter groß Geld schickete, bis er zuletzt weiter kommen, allwo seine Mutter nichts mehr von ihm erfahren konnte. Als aber der Vater die Mutter oft schalt, daß sie dem Sohne zu weich war gewesen, und sie darzu ihres Sohnes Aufenthalt nicht mehr erfahren konnte, ist sie aus großer Bekümmerniß in tödtliche Krankheit gefallen und gestorben; der alte Ritter aber soll sich noch in seiner Behausung mit seines gemeldten Sohnes Gesellen halten, der jetzund ein schön, jung und reich Weib hat. Wo aber Wilbald im Lande sey, mag sein Vater nicht wissen. Dieser gemahnet mich an Dich, denn es wohl möglich ist, es gehe ihm so trübselig als Dir." Damit beschloß der Kanzler Friedbert seine Rede.

Wilbaldus aber, als er seiner lieben Mutter Tod vernommen hatte, konnte sich des Weinens schier mehr enthalten, doch war er so gefaßt, daß er sich nichts merken ließ, nur das sprach er: Gott verzeihe es dem Sohn, daß er eine Ursach ist an dem Tode seiner Mutter! Als aber Friedbert und Felix an ihm verstunden, daß er sich je länger je weniger zu

erkennen geben wolle, sind sie wieder in die Stadt in die Herberge gangen und allein in einem Saal zusammen gesessen, allda sie sich mit einander beredten, durch was Mittel sie doch Wilbaldum möchten gen Boßna bringen. Friedbert sagte: „Es ist zu besorgen, wenn er selbst erkennet, daß er in seinem Vaterland ist, wird er gewißlich dem Vater nicht unter Augen kommen. Darum, so wir uns der Stadt nahen, etwa auf zwo oder drei Meilen, wollen wir thun, als hätten wir große und harte Geschäfte, die uns treiben, bei Nacht zu reiten; so wir denn an die Thüre ankommen, schleußet man uns dieselbe bei der Nacht auf, dann reiten wir mit ihm in unserer Frau Schwiegermutter Behausung." Das ward also von ihnen Beiden beschlossen.

---

9. Kapitel.

Wie Friedbert und Felix den Wilibaldus Nachts nach Boßna bringen und dieser wieder von seinem Vater erkannt wird.

Nachdem dann alle Geschäfte in Wladislas beendigt waren, rüstete sich Jedermann wieder heim zu reiten, machten auch den Sackpfeifer beritten, mit welchem sie unter Wegens viel Freude hatten. — Als aber in der Nähe der Stadt (die sie nach zwei Tagen fast erreicht hatten) ein Knecht abgeschickt ward, zu sagen, daß sie erst bei Nacht kommen würden, da

ward dem Sackpfeifer nit wohl zu Muth, sie möchten vielleicht Böses mit ihm vorhaben, um ihn, da er ein hübscher starker Mann war, und sie etwan selbst Kaufleute seyn, die mit solcher Waare umgehen, gar auf die Galeere schmieden zu lassen, weßhalb er ganz stille ward, sich denkend: wenn dem so wäre, wollte ich, daß mich die Wölfe im Holze gefressen, denn besser wäre es einmal gestorben, als leiden und nicht sterben können. Als es dann dunkel ward, ritten sie vollends gen Boßna zu: der Mond schien wenig, also daß man keine ganze Eigenschaft eines Dinges dabei erkennen konnte. Darnach, als sie nun gar nahe hinzu kamen, fragte Wilbaldus Friedbertum: „Wie die Stadt hieße?“ Der nannte ihm die, aber mit einem andern Namen. Sie kamen in Felixen Schwiegerin Haus, da wohneten Felix und seine Frau. Es waren aber alle Dinge dermaßen angestiftet, daß er gar nichts merken konnte, wo er war. Sie wurden schön empfangen, denn Felixens Diener, der vor hingeritten, hatte sie aller Dinge berichtet. Ein köstlich Mahl ward zugerichtet, und als man zu Tische saß, setzte Felix den Sackpfeifer oben an, neben ihm die beiden jungen Frauen, die denn wohl wußten, wer er wäre, aber sich nichts merken ließen. Sie trieben viel gute Kurzweil mit ihm. — Allmächtiger Gott! gedachte Wilbaldus, was will doch hieraus werden? Diese Herren bieten Dir große Ehre an; entweder es wird Dir gar übel, oder gar wohl gehen. Wohlan, soll mir's dann übel gehen, will ich mit Recht einen guten Muth haben. Als sie nun wohl gegessen und getrun-

ken hatten, sagte Felix zu seiner Frau Schwiegermutter: „Nimmt Euch nicht wunder, daß ich einen Gast gebracht habe?“ — „Sicher nein,“ sagte sie; „denn ich sehe wohl, er ist ein Spielmann, das zeigen seine Schilde.“ — „Ja fürwahr,“ sagte Felix, „besseren Sackpfeifer habt Ihr in Euren Tagen nit gehört. Damit Ihr aber meinen Worten glaubet, so lasset ihn seine Sackpfeife bringen, da werdet Ihr Wunder vernehmen.“ Alsbald brachte man die Sackpfeife. Wilbaldus fing an von seiner Wanderschaft zu singen, darob ihnen die Frauen genug Freude nahmen, sonderlich freueten sie sich auf den künftigen Tag, wie er sich halten wollte, wann er seines Vaters ansichtig würde. Die Nacht war jetzund mehr denn halb hinweg, darum begehrte Jedermann an seine Ruhe, damit sie den morgenden Tag in Freuden und Kurzweil möchten vollbringen.

Als dann am andern Tag früh der alte Ritter Gottlieb die Beiden fragte, wie es ihnen auf der Reise ergangen, antwortete ihm Friedbert mit freudiger Stimme: „Wohl eine wunderbare Reise haben wir gehabt, denn wir Euern Sohn Wilbald als einen Sackpfeifer gefunden haben.“ — Als das Gottlieb hörete, ward er zwiefach beweget, einmal aus Freude, daß er seinen Sohn wieder haben sollte, das anderemal aus großem Zorn, daß derselbe durch sein ungehorsames Leben aus einem Ritter ein Bettler geworden: dennoch erregte sich das väterliche Herz in ihm, daß ihm seine Augen übergingen, er in groß Mitleid fiel und bewilligte also Friedberten, daß er

seinem Sohne Wilibaldo vergeben wolle. Felix aber hatte ein groß Mahl anrichten lassen. Als nun die Herren und guten Freunde, so zu Gast geladen waren, samt ihren Frauen erschienen, ward auch eine Tafel für die Diener in einem Nebensaale gerichtet; bei denselben saß auch der Sackpfeifer. Felix sagte ihm, er solle seinen Mitgesellen gute Arbeit machen, und sich bisweilen mit seiner Sackpfeifen hören lassen, damit seine Gäste auch fröhlich davon würden in dem andern Saal. Deß war Wilbaldus ganz willig. So oft man ein Gericht brachte, sang und pfiff er dazu. Wie nun das Mahl etwa halb geschehen war, stund der alte Ritter von dem Tisch auf, Niemand aber in dem Saal wußte von dem Anschlage, denn allein der alte Ritter, deßgleichen Friedbert und Felix samt ihren beiden Frauen und die Mutter. Sobald der alte Ritter hinweg war, sagte Felix: „Lieben Herren und Frauen, wäre es Euch nicht verdrießlich, so wollte ich gern unsern Spielmann herein bringen, Ihr sollt gute Schwänke von ihm erfahren;“ das gefiel ihnen sehr wohl. Felix brachte ihn bald an den Tisch, mit seiner Sackpfeife. Als er eine kleine Weile gepfiffen, ermahnete ihn Felix, sein Lied zu singen. Wilbaldus behende gehorsam war, fing an und sang mit lauter Stimme, versahe sich aber nicht, daß ihm sein Vater so nahe wäre, welcher wieder in den Saal geschlichen, sich zu der Frauen-Tafel gesetzt und hatte seinem Sohn den Rücken gewendet, damit er nicht von ihm gesehen würde. Von denen, so bei dem Mahl waren, ward genug gelachet, denn Wilbaldus hatte

jetzund wohl getrunken und seines Leids gänzlich vergessen. Er war sehr voll guter Schwänke, deß ihm der gute alte Ritter auch heimlich lachen muß; that aber, als ob er von nichts wüßte. Als nun Friedbert Zeit bedäuchte, daß der gute Sackpfeifer sich einmal selbst kennen möchte, sagte er: „Heinz ohne Trost, lieber, sage uns doch die Wahrheit, wo und in welchem Lande, meinest Du, und wir Alle jetzund seyn? möchtest Du auch wohl in einem solchen Dienst bleiben und mit solcher Hausmannskost fürlieb nehmen oder verlanget Dich wieder in Deines Vaters Haus? Schäme Dich nicht, zeige es uns an, wir wollen Dir allesamt behülflich und beiräthig seyn, doch mußt Du uns zuvor den Namen Deines Vaterlandes und Stadt, in deren Du geboren und erzogen bist, anzeigen." — Wilbald mit einem großen Seufzer anfing und sprach: „Ach, liebster Herr, wie mag ich doch Eure Huld und freundlich Erbieten also verdienet haben, der ich wohl zufrieden wäre, in Euren Diensten zu verbleiben. Daß Ihr aber fraget, ob mir lieber wäre, bei meinem lieben Vater zu wohnen, so sag ich, wann Gott gäbe, daß mir mein lieber Vater verzeihen wollte, wüßte ich keine größere Freude in aller Welt, so mir lieber seyn möchte; ich wollte mich gern den geringsten unter seinen Dienern achten, mich nicht als seinen Sohn, sondern als einen gekauften Knecht halten. Was aber mein Vaterland anbetrifft, so wisset, daß es die Stadt Boßna ist, wo mein Vater als ein guter alter Ritter wohnte und daß ich sein ungehorsamer Sohn Wilibaldus bin." Als er solches

geredet, fing er an bitterlich zu weinen, dadurch er sie Alle zum weinen bewegte. Da sprach aber Friedbert: „Mein lieber Wilbalde, sey gutes Muths, Dein Vater ist mir nicht unbekannt, Du sollst ihn bald mit Deinen Augen sehen.“ Gottlieb der Ritter möcht sich auch nicht länger enthalten, kam wiederum an den Tisch und sprach bekümmerten Herzens: „O Du mein ungehorsamer Sohn Wilibald! wie hätte ich in diesen meinen alten Tagen hoffen mögen, Dich wieder zu erblicken, der Du zwar als kleines Knäblein mir viele Freude, hernach aber eitel Herzeleid bereitet hast. Doch siehe! das Leid hat sich in Freude verkehret und ob Du schon bist ungehorsam gewesen viele Jahre lang, so will ich doch das Alles lassen seyn vergessen.“ Als das Wilibald hörete, vornehmlich aber die Stimme seines lieben Vaters wieder erkannte, saß er vor Schrecken verstummt, als ob er ein Stein wäre; alsbald er aber zu Sinnen kam, stund er auf vom Tisch und fiel seinem Vater zu Füßen und begann weinend also: „O mein liebster Vater! Was soll ich in diesem Augenblick höher achten, daß mir vergönnt ist, Dein Antlitz wieder zu sehen, das ich nimmermehr gehofft, oder daß Du mich wieder zu Gnaden annehmen willst, das ich nimmermehr verdienet habe; zwar, so Du mich als einen Deiner geringsten Knechte hältst, will ich das wohl zufrieden seyn, begehre auch nicht anderswo zu schlafen, dann im Stall bei den Pferden, noch irgend wie anders zu genießen, als hinreichend ist mein Leben zu fristen.“ — Als Wilbaldus also geredet, hob ihn sein Vater gnädig

auf und sprach: „Nicht also, mein lieber Sohn, vielmehr so Du Dich als meinen Sohn bekennest, will ich Dir auch seyn als ein gnädiger Vater," und setzete ihn neben sich zu Tische, worauf denn Wilibald der Länge nach seine Ausfahrt und Wanderschaft erzählen mußte Allen, die am Tische waren, zu größester Ergötzung und Unterhaltung. Als nun die Mahlzeit ein Ende hatte, und die Tische aufgehoben worden, nahm Jedermann Urlaub und gingen zu Hause. Wilbaldus folgte Friedberten und seinem Vater auf dem Fuß nach, wie ein gehorsamer unterthäniger Sohn, er war ihnen Beiden ganz gehorsam, stund stets in Sorgen, damit er seinen Vater den Ritter nicht erzürnete. — Also ward das verlorne Kind zu einem emsigen Diener, sein Thun und Lassen ward Jedermann gefällig; er nahm wieder zu an Vernunft und Weisheit, welche zuvor aus verruchter böser Gesellschaft ganz an ihm erloschen war. Also wird manch adeliges Gemüth, dem es doch von Natur nicht angeboren ist, durch nichtige, böse Gesellschaft ganz corrumpiret an Gut und Ehren und kommen aber deren gar Wenige wieder zu solcher Erkenntniß, dann deren sind gar Viel, welche ihr Gut durch böse Gesellschaft verthan, vollends alle Ehrbarkeit und Zucht ganz und gar verlassen, die Untugend angenommen und zuletzt haben sie ihre Zuchtmeister am Galgen suchen müssen.

---

10. Kapitel.

Wie Wilibald in Dienst des Hochmeisters kommt und sich in selbigem gar emsig erweiset.

Wilibald wohnete nun bei seinem Vater und Friedberten, war ganz gehorsam in allen Dingen. Dieß Gerücht von ihm kam an des Hochmeisters Hof, der noch von seiner Wiederkunft nicht gehöret hatte. Er ließ den alten Ritter zu sich berufen, fragte ihn seines Sohnes halben; deß ward er ganz gründlich von ihm berichtet. Also befahl der Hochmeister dem Ritter, er sollte ihm seinen Sohn zu Hofe schicken, er wollte ihn als Diener annehmen, deß der gute alte Ritter wohl zufrieden war. Er schickte Wilbaldum gen Hof. Als ihn der Hochmeister ersehen, fing er an freundlich zu lachen, und fragte ihn gar, wie es ihm ergangen, seit er von Boßna ausgereiset war, worauf Wilbaldus seine ganze Geschichte kürzlich erzählte. Also, sagte der Hochmeister, soll es allen ungehorsamen Söhnen ergehen, sonst würden ihr viel von Vater und Mutter laufen, und denen ganz ungehorsam seyn. Aber wohlan Wilibalde, dieweil Du Dich hast lehren lassen, was Armuth thun mag, und bist in Dich gegangen und hast seither Deinem Vater (wie ich erfahren) in allen Stücken treulich gedienet, so will ich Dich zu meinem Forstmeister machen, in der Hoffnung, daß Du dieß Amt treulich ausrichten wollest zu Deinem und meinem Frommen. — Zugleich gab ihm der Herr ein schönes Roß, einen Knecht dazu, so stets auf ihn warten und mit

ihm reisen sollte; demselbigen waren alle Wege und Stege im ganzen Forst, Wildnissen und Wäldern wohl bewußt, darum ihn denn Wilbald desto lieber annahm. Als er nun Urlaub von seinem Vater genommen, ist er eilends zu Friedberten gegangen, damit er ihn seiner Freuden auch theilhaftig machte, und sagte: „O mein lieber Bruder, freuet Euch mit mir, denn das Glück meinet es fast gut mit mir, indem mich mein gnädiger Herr zu einem Dienstmann und Forstmeister aufgenommen, mir darzu auch einen tapfern Diener zugesellet hat, der allezeit auf mich warten soll; sagte ihm dabei die Dinge, was sein Geschäft und Befehl seyn würde. Darob sich Friedbert nicht wenig erfreute, deßgleichen Gottlieb, der alte Ritter, insonderheit, dieweil sie sahen, daß sich Wilbaldus in seinem Amt so unsträflich hielt und ganz geflissen auf das Waidwerk war. Nichts mochte sich für ihm verbergen, es ward ausgespähet und zum Jagen aufgebracht, wiewohl er manch hart Abenteuer darüber bestehen mußte, als mit grausamen Bären, wilden Schweinen und andern wilden Thieren. Also blieb er in solchem Dienst lange Zeit, daß er manch Stück Wild an den Hof brachte, so er mit seinem Bogen und Geschoß fällete, denn wenn er mit seinem treuen Diener auszog, so möchte kein Bär noch Wildschwein so groß seyn, das sie nicht mit ihrer behenden Geschicklichkeit zu Grunde brachten. Nachdem sich Wilibald in seinem Dienst jetzt in's dritte Jahr samt seinem Diener aller Tapferkeit beflissen und gar ein geschwinder Jäger auf allerhand Wildwerk ward, gewann ihn der

Hochmeister sehr lieb, mehrte sein Dienstgeld und Besoldung von Tag zu Tag, also daß er in kurzer Zeit eine ziemliche Baarschaft zusammen brachte. Als nun der Hochmeister seinen Ernst und Kühnheit ersehen thät, gedachte er ihm auch in ehelichen Stand zu helfen. Eines Tags, als Friedbert der Kanzler und Felix der Sekretarius ihre Geschäfte bei dem Hochmeister ausgerichtet hatten und Urlaub von ihm nahmen, um wiederum zu Hause zu gehen, sagte der Hochmeister: „Friedbert und Felix, ihr Beide wisset wohl, daß ihr von Gottlieben dem Ritter in Euren jungen Tagen seyd aufgenommen worden und ihm Alles verdanket, deß Ihr Euch jetzo erfreuet. So ist es nun auch Eure Schuldigkeit, darauf zu denken, was den alten Herrn erfreuen mag, namentlich wie Ihr dem Wilibald, meinen getreuen Forstmeister dafür belohnen möget. Nun ich aber nicht weiß, was besser seyn möchte, als ein fromm christlich schön Gemahl, so möget Ihr darnach forschen allenthalben mit allem Fleiß, so doch, daß es ihm und seinem Vater ganz verborgen bleibe. — Nun war in der Stadt Boßna ein armer Edelmann gewesen, der hatte viele schöne tugendsame Töchter gehabt; weil sie aber arm waren, so gingen die jungen Edelleute an ihnen vorüber, als die lieber Geld denn Tugend freiten. — Eine aber, welches die jüngste, so auch die schönste war, ward eines Kaufmanns Gemahl und lebte mit demselben ein still züchtig Leben, bis derselbe einer hitzigen Krankheit erlegen, darüber die gute Frau also betrübt gewesen, daß sie die Trauerkleider nie abgeleget, auch alle Freier von

sich gewiesen, die in großer Anzahl an sie gekommen; denn sie noch immer zu den schönsten Frauen gehörte, die in Boßna lebten. — Diese Wittfrau kam Friedberten und Felix alsobald zu Gedanken, weil sie aber wohl wußten, daß sie eines Forstmeisters Hand ausschlagen würde, als der die meiste Zeit in Wäldern und Gehölz sich aufhalten muß, zudem auch der alte Gottlieb immer schwächer wurde zu seinem Hofmeisteramt, so gedachten sie, mit dem Hochmeister selbst zu reden, ob der nicht Willens wäre, das hohe Amt von dem Vater auf den Sohn zu übertragen, da es sich nun doch klärlich herausgestellt, daß Wilibald die Kinderschuhe ausgetreten. Also gingen Beide zu dem Hochmeister.

---

11. Kapitel.

Wie dem Wilibald das Hofmeisteramt seines Vaters statt übertragen wird, er auch mit einem tugendhaften Gemahl sich verehelicht.

Der Hochmeister hatte den Antrag der Beiden nicht sobald gehöret, als er auch schon vollkommen damit übereinstimmte, maßen er selber schon seit längerer Zeit Aehnliches bei sich gedacht, und das wohl auch ausgeführt hätte, wären die Beiden auch nicht mit ihrer Bitte gekommen. — Darum berief er alsbald den Wilibald samt seinem Vater Gottlieb zu sich, dankete dem Alten für seine vieljährigen, getreuen

Dienste, darin er nie einen Fehler sich habe zu Schulden kommen lassen; den Wilibald aber ermahnt er, dem Exempel seines trefflichen Vaters nachzufolgen in allen Stücken, auf daß sich an ihm erfüllete (wie es allen Anschein habe), der Eltern Segen bauet den Kindern Häuser. —

Also ward der Wilibald, welcher vormals alle Armuth, Arbeit, Hunger und Durst erlitten hatte, oberster Hofmeister am Hofe zu Preußen; Friedbert und Felix wünscheten ihm viel Glück zu seinem neuen Amte. Wilibaldus gedacht auch ganz treulich seines Dieners, bat den Hochmeister, er wolle ihm seine erste Bitte gewähren, und seinen Diener zu einem Forstmeister machen an seiner Statt; das geschah nach seinem Begehren.

Als nun dieß Alles beschlossen und vollendet war, fing der Hochmeister weiter zu reden an. „Wilbalde," sagte er, „damit Du spüren mögest, daß ich Dich vom Herzen meine, so solt Du wissen, es ist vorhanden eine züchtige, schöne und reiche Wittfrau, vom edlen Stamme geboren, um die will ich Deinetwegen werben, wo Dir anders die Sache anständig seyn will; damit Du aber wissest, wer sie ist, will ich Dir ihren Namen zu verstehen geben, sie heißt mit Namen Marina und hat zuvor einen reichen Kaufmann gehabt, der nicht ganz ein Jahr bei ihr gelebt hat, sie ist ganz tugendhaft und mit großem Reichthum gesegnet." Sobald Gottlieb und Wilibald die Wittfrau höreten nennen, haben sie dieselbe fast wohl gekannt und von Stund an die Sache dem Hochmeister ganz

übergeben, darin nach seinem Willen zu handeln. Darauf hat der Hochmeister Friedberten als seinen geheimsten Kanzler und Felix seinen Sekretarien mit freundlichem Befehl und Werbung an die Frau geschicket.

Die beiden guten jungen Herrn verfügeten sich zu der schönen Wittfrau, funden sie in ihrem Laden, ihrer Kaufmannschaft abwartend. Friedbert ging hinein, that ihr Reverenz, deßgleichen auch Felix. Die Frau stund auf, ging den beiden jungen Herrn entgegen, empfing sie mit züchtigen Geberden, denn sie kannte Beide wohl, wußte aber nicht, was für Geschäfte sie bei ihr wollten ausrichten. Friedbert sagte: „Ehrsame, tugendhafte Frau, wir Beide, unsers allergnädigsten Herrn Diener, haben von Seiner Hoheit Befehl, eine Werbung bei Euch anzubringen, bitten demnach freundlichst, wollet uns gute Boten seyn lassen, und unser Anliegen mit Geduld vernehmen.“ Die Frau, von diesen Worten etwas erschrocken und ganz schamroth für beiden Herrn stehend, sprach mit züchtigen Worten: „Ehrenveste Herren, wo solches eine eheliche Werbung ist, will ich sie vom allergnädigsten Herrn gern vernehmen.“ Als sie solches geredet, führete sie die beiden Herrn in einen schönen Saal, so gleich neben dem Laden war, der war mit köstlicher und schöner Tapeziererei behängt; sie befahl ihrem Diener, daß er einen Trunk bringen sollte, saß darnach zu den Herren nieder, die Werbung von ihnen zu vernehmen.

Friedbert erzählete die langen getreuen Dienste, so Gottlieb der alte Ritter an des Hochmeisters Hofe so fleißig voll-

bracht hätte, also daß der Hochmeister sein Alter und Schwachheit angesehen und seinen Sohn an seine Statt verordnet, daß derselbige Hofmeister seyn sollte, den er statt seines Vaters allzeit in Gnaden erkennen wollte. Nun wäre aber wohl wahr, daß Wilbald sich in seiner Jugend übel gehalten, er habe aber auch darob die allerschwereste Buß empfangen, worauf er den Anfang, Mittel und Ende erzählte, wie er erstlich von seinem Vater gelaufen, weß er sich im Elende hätte geniedtet, auch wie sie ihn in der Stadt Uladißlavia funden, was sie für Kurzweil daselbst und auf dem Wege gehabt hätten. Item: wie sehr er sich gegen seinen Vater gedemüthiget, nachmals der oberste Forstmeister im ganzen Lande Preußen worden, und sich drei Jahre in solchem Dienste so ehrlich und wohlgehalten, daß der Hochmeister bewogen, ihn endlich zu einem obersten Hofmeister des ganzen Hofes zu Preußen zu erwählen. Von desselben Wilibaldi wegen ließ ihr Herr an sie werben, bäte sie auch um seine erste Bitt, dieweil die mit Ehren wohl geschehen möchte, nicht zu versagen, das wollte er zu allen Zeiten in höchsten Gnaden erkennen. Darauf die Wittfrau nach einigem Zögern (denn ihr das Alles gar zu unvermuthet gekommen) antwortete: „Ehrenveste liebe Herrn! dem mein gütiger Herr wegen seiner Tugenden seinen ganzen Hof anvertraut, wie wollt ich mich dessen ehrlicher Werbung widersetzen. Daß er aber, nachdem er in seiner Jugend erfahr, wie bittere Früchte es bringe, dem Bösen zu folgen, nunmehr davon abgestanden und in Züchten und Treue seinem

Herrn gedienet, das läſſet mich mit um ſo mehr darnach thun, daß ich meinem gnädigſten Herrn volle Gewalt gebe, in meinem Namen zu handeln nach ſeinem Gefallen."

Von dieſen Worten wurden beide junge Herrn von Herzen ſehr erfreuet, ſie bedankten ſich zum höchſten gegen der Wittfrauen, nahmen freundlichen Urlaub von ihr, gingen eilends wieder gen Hofe, funden ihren Herrn ſamt Gottlieben und ſeinem Sohn noch bei einander, thäten Ausſage, was ihre Werbung geſchaffet hätte, davon ſie an allen Theilen große Freude empfingen. Alsbald verordnete der Hochmeiſter, daß auf den nächſtkünftigen Sonntag Handſchlag und Kirchgang geſchehen ſolle. Solches ließ er der Frauen auch verkündigen, deß ſie denn gar wohl zufrieden war. Den andern Tag des Morgens verordnete der Hochmeiſter, daß ſeine fürnehmſte Ritterſchaft und Hofgeſinde zu Hofe erſcheinen ſollte ſamt ihren Gemahlen. Die junge edle Marina ward von einer edlen Geſellſchaft auf einem Wagen gen Hofe geführet, allda von dem Hochmeiſter dem Wilibalde ſelbſt vermählet: darnach, als auch der Kirchgang geſchehen war, blies man fürſtlich zu Hof, da hörete man ein Getön von Heerpauken, Poſaunen und Trommeten, davon die ganze Stadt erfüllet ward, aber wenig Volks mochte wiſſen, was ſolche Freude bedeutet, darum denn eines zu dem andern lief, die Dinge zu erfahren.

Die Mittagsmahlzeit ward mit großer Köſtlichkeit vollbracht, darauf ein ſchöner Tanz angefangen, hernach ſind ſie in einen ſchönen Garten ſpazieren gangen; die jungen Herrn,

so zu Hofe kommen waren, fingen an allerhand Kurzweil zu treiben, da spielte man das Ballenspiel, dort stieß man den Stein, an einem andern Orte sahe man gar ritterlich fechten, ringen und springen. Die edlen jungen züchtigen Frauen sangen einen Reihen. Allda hörte man manche süße Stimme erschallen. In dem Garten stund ein schöner Pallast, in welchem viel schöner Tische gar reichlich bedeckt und mit köstlichem Confekt besetzt; ingleichen hörete man die ganze Musik, denn die Cantores sich je eins um's andre hören ließen, bald mit Instrumenten, bald mit Gesang.

Marina aber, die Braut, ward vom Hochmeister in einen köstlichen Saal geführet, in welchem an der Wand hing ein schönes Schachspiel, von Edelsteinen ausquadrirt; was weiß sollte seyn, waren schöne und durchsichtige Crystallen, und was von schwarzen Vierungen seyn sollte, das waren gar schöne braune Ametisten, die Steine hingen darbei in einem schönen Lädlein, die waren mit großer Kunst und Arbeit gemacht und von Silber und Gold unterschieden. Als Marina dieses schöne Spiel sehr bewunderte und mit großer Freude anschaute, fragte sie der Hochmeister, ob ihr das Schachspiel kundbar wäre, und als sie dieß bejahet, so viel einer armen Frau möglich ist zu begreifen, bot er ihr ein Spiel an, in welchem sie ihn in einer Kürze matt machte, darob sich Jedermanniglich verwunderte. — Der Hochmeister aber vermacht ihr als Meisterin das wunderschöne Spiel zu ewigem Andenken an ihn selber. In dem kam die Zeit des Nachtmahles; das ward in dem

schönen Garten und Pallast vollbracht in großer Freudigkeit. Als aber das Ende kam und die dunklen Wolken aus dem Meere stiegen, hat sich Jedermann zu Ruhe und Schlaf geschicket, Urlaub von dem Hochmeister genommen und sind Alle zu Haus gegangen.

---

12. Kapitel.

Wie der alte Ritter Gottlieb von dieser Welt schied, und was er seinem Sohn für gute Lehren vor seinem Ende gegeben.

Köstliche Hochzeit hatten sie etliche Tage, davon nicht noth ist zu schreiben. Wilbaldus und sein liebes Ehegemahl lebten in großen Freuden friedlich und lieblich miteinander. Sein Vater Gottlieb ward von ihnen Beiden in großen Ehren gehalten. Schon nach einem Jahr genas Marina eines schönen jungen Sohnes, davon der alte Vater große Freude empfing; aber das unstete Glück, welches seinen ungewissen Lauf nicht verläßt, mochte dem guten alten Ritter solche Freude nicht lange vergönnen, denn ehe das Kind eines Jahres alt worden war, legete sich der gute, fromme, alte Ritter nieder zu Bette, und ward fast krank und sehr abnehmend, davon seines Sohnes Gemahl großen Kummer und Herzleid empfing, wie denn auch der Hochmeister und alles Hofgesinde an seines

Siechthums sich gar hart klagten. Er selbst aber unterwies und ermahnte allerwege seinen lieben Sohn, er sollte sich vor Tyrannei und Hoffart wohl hüten, dieweil Hoffart und Tyrannei ihren rechten und gewissen Ursprung vom vermaledeiten Teufel hätte. Er bat ihn auch ernstlich, so die Frucht, die ihm Gott geben hat, leben bleibe, solle er sie in der Furcht Gottes auferziehen, damit das Kind in Tugend aufwachse, sollt es auch mit ganzem Ernst von böser Gesellschaft abziehen, damit es nicht von ihnen verführet, Vater und Mutter verlasse, wie er gethan hätte, denn durch seinen Ungehorsam hätte er Vater und Mutter in Jammer, Angst und Noth gesetzt, auch seine liebste Mutter um's Leben gebracht. Solches Alles zu vermeiden, sollte er seinen Kindern in der Auferziehung gute Exempel fürtragen, sie in der Jugend anheben zu beugen, den Zaum nicht bald auf den Hals legen, so lang bis sie zum Verstand kämen, so würde ihm und ihnen von Gott Glück und Gnade vielfältig verliehen werden, hie zeitlich und dort ewig. Als nun der gute, fromme, alte Ritter meinete, seines Bleibens wäre nicht mehr, schickete er sich, wie einem jeden frommen Christenmenschen ziemet, sandte nach Friedberten dem Kanzler und Felix dem Sekretarium, befahl ihnen seinen Sohn, auch dessen liebstes Gemahl und Kinder, bat sie auch, daß sie sich in ihren Diensten nicht minder freundlich gegen Jedermann erzeigen sollten, denn wie sie bisher gethan hätten, Gott würde des Armen Zwangsal, so ihm wider Recht geschehe, nimmer-

mehr ungerochen lassen, darum sollten sie das kurze Leben in dieser Welt bedenken, welches gegen das ewige Leben nicht eines Augenblicks lang ist, zu schätzen. Er befahl ihnen auch, sie sollten ihm seinen liebsten Herrn auf's Freundlichste gesegnen.

Und als er nun seine Sache allesamt auf das Friedlichste hatte ausgerichtet, ist er ganz still und sanft aus diesem Jammerthal geschieden, wie man denn gemeiniglich spricht: Wer wohl lebet, der stirbet auch wohl. Also ward ein groß und jämmerliches Klagen um diesen theuren und frommen Ritter. Er ward auch ganz ehrlich von dem Volk zu Boßna zu Grabe getragen und jämmerlich beklaget, insonderheit aber von seinem Herrn dem Hochmeister, welcher denn nicht länger als ein Jahr nach ihm lebete. Wilbaldus aber blieb an dem Hofe bei dem andern Hochmeister. Er ward ein fürnehmer werther Mann in ganz Preußen, sein Gemahl gebar ihm viel schöner Kinder, Söhne und Töchter, die alle wurden gar schön und ehrlich nach der Lehr ihres edlen Herrn Großvaters in wahrer Gottesfurcht, Tugenden und Künsten treulich unterwiesen und auferzogen, sie ließen keines unter ihnen allen die Zeit müßig vertreiben, sondern mußte ein jedes, nachdem es von Gott begabet war, arbeiten lernen. Die Töchter lehrete die Frau Mutter erstlich Nähen, Würken, Sticken und Weben, denn sie wohl konnte ermessen, daß Müßiggang nichts Guts gebären thät. Auch ließ sie die Jungfräulein zu subtiler Kunst

und weiblicher Arbeit auferziehen, auf der Harfen, Clavicordien und andern jungfräulichen Saitenspielen gar künstlich unterrichten, damit sie auch bisweilen ihre müden und schläfrigen Geister erquicken möchten. Nicht weniger befliß sich auch Wilbald gegen seine Söhne; sobald sie nur zu Verstand kamen, schickte er sie nach der Schule; wenn sie denn nach seinem Bedünken erwachsen waren, welcher denn Lust und Freude hatte zu studieren, den ließ er bei der Schule bleiben; an welchem er aber erkennen konnte, daß solches umsonst wäre, nahm er sie, nachdem sie wohl schreiben und lesen konnten, heraus, lehrete sie Ritterspiel treiben, deßgleichen Jagen und Beitzen, ließ ihnen auch keine andere Gesellschaft zu, denn Kinder, so den seinen gleichförmig in Tugenden auferzogen waren. Deßgleichen thaten Friedbert und Felix, lebten gar ehrlich und wohl mit ihren Frauen und Kindern, sie hielten sich auch die Zeit, dieweil sie beisammen wohneten, ganz brüderlich und freundlich mit Wilbalde, so hatten auch ihre Kinder große Freundschaft zusammen, als wenn sie blutsverwandte Freunde mit einander gewesen wären.

Als nun Wilbaldus eine lange Zeit mit seiner herzliebsten Gemahlin Marina hausgehalten und freundlich gelebet, sind sie zuletzt seliglich gestorben und haben ihren Kindern groß Hab und Gut hinterlassen. Also sind die zween hochgelehrte Männer, Friedbert und Felix, nach langem Leben verschieden.

Also verleihe Gott der Allmächtige allen Gläubigen in diesem zeitlichen Leben Friede und Einigkeit, hernach ein sanft und seliges Ende und darauf die ewige Freud und Seligkeit. Amen.

Handwerks- und Gesellenlieder.

Der Glockengießer.

Hört ihr dort den schönen Klang?
Höret ihr des Thurmes Sang?
's ist die Glock', die unverdrossen
Ich zu Gottes Lob gegossen.

Höret ihr, wie's weithin hallt,
Ueber Felder, durch den Wald?
's ist mein Kind, das ruft hinaus:
Kommt herein in Gottes Haus!

Hört ihr, wie „Maria" singt,
Wie's in alle Herzen dringt?
Meines Erzes Wundermacht
Klinget hell bei Tag und Nacht.

Und zur späten Abendstund'
Spricht es mit geweihtem Mund:
Betet Alle, arm und reich,
Betet Alle jetzt zugleich!

Und der Bauer auf dem Feld
Wie der Jäger in Waldes-Zelt,
Alle Menschen, groß und klein
Soll'n nun Eines Sinnes seyn.

Schwinge, klinge denn, mein Kind,
Daß den Ruf der Abendwind
Schlinge, bringe, ein tönend Band,
Weit hinaus in Stadt und Land!

Der Messerschmid.

Ich bin ein wack'rer Messerschmid,
Und schmide gute Klingen,
Bei meiner Arbeit mag ein Lied
Ich immer gerne singen.

Das Lied von Georg Springinklech,
Dem Messerschmidgesellen,
Der mit dem Wams von Eisenblech
Sich that zum Heere stellen.

Als einst den Kaiser Sigismund
Hart drängten die Tartaren
Und 's Kaisers Leute matt und wund
Schier all' geflohen waren,

Steckt Springinklech an seinen Speer
Sein Hemd in Blut getauchet,
Daß es in Lüften hoch einher
Als Banner wehend rauchet.

Hallo, schrie er, wir kommen noch,
Um auf euch drein zu schlagen!
— Als wär's ein frisches Häuflein doch,
Das aus dem Wald thät jagen.

Da wandte mancher Landsknecht sich,
Um wieder scharf zu hauen,
Und die Tartaren samentlich
Zerstieben durch die Auen.

Und Kaiser Sigismund sodann
Hatt' bald den Sieg errungen,
Weil Springinklech, der tapfre Mann,
Mit Macht vorausgedrungen.

Des Messerschmides Messer war
Gar schneidig zugeschliffen,
Und Mancher fiel aus Feindes Schaar,
Dem's um das Ohr gepfiffen.

Den Messerschmid, den lob' ich mir —
Der Kaiser rief's vom Rosse —
Der einz'ge Mann, er that's ja schier
Gleich einem Landsknechtstrosse!

Der ist wohl manchen Ritter werth
Von allen hier im Heere,
Drum schlag' ich ihn mit meinem Schwert,
Verleih' ihm Rittere hre!

Sein Wappen soll die Krone seyn,
Mit der mein Haupt geschmücket,
Drei Schwerter sey'n in blankem Schein
Darüber hingezücket.

So ward zum Ritter Springinklech,
Der Messerschmidgeselle,
Mit seinem Wams von Eisenblech,
Dem Speere blank und helle.

In Sankt Thomasi-Kirch zu Prag
Könnt ihr das Wäpplein schauen,
Wer sich dahin begeben mag,
Daran sich zu erbauen.

Und ihr Gesellen thut's ihm nach,
Sollt's eben seyn von Nöthen,
Wenn euch der Feinde Klinge mag
Auch eure Hemdlein röthen!

Der Weber.

So schwing' ich denn die Kreuz und Quer
Mein Weberschifflein hin und her,
Und mit den Füßen auf und ab
Ich auf den Schemeln emsig trapp.

Ihr meint, 's ist so ein Einerlei;
Wär' aber nicht der Kopf dabei
Und thäten's Füße nur und Händ',
Brächt' ich die Arbeit nicht zu End'.

Der Bauer bringt gesponn'nen Flachs
Und spricht: „Jetzt, lieber Weber, mach's;
Denn Bäurin, Kinder und Gesind,
Die brauchen Hemd und Rock geschwind.

Und wird es gut Gewebe seyn,
Schenk ich Dir einen Zwölfer drein." —
Da web' ich fleißig Tag und Nacht;
Der Bauer hat's bald heimgebracht.

So blank und rein, so weiß und fein
Legt's dann die Bäurin in den Schrein;
Zu Pfingsten gehen All' vom Haus
In schönen, neuen Hemdlein aus.

Zieh ich einmal im Himmel ein —
Gott geb's! — web' ich den Engelein
Und allen Heiligen ihr Kleid
In meiner Weberseligkeit,

Daß unser Herrgott selber fragt:
Wer hat solch schön Geweb' gemacht?
Und wenn er hört, daß ich es war,
Läßt er für Sich mich weben gar!

Der Bergknappe.

Glück auf! Ich fahr' in tiefen Schacht
Vom hellen Tag zur dunklen Nacht,
Und hätt' ich nicht mein Grubenlicht
Fänd meinen Gang ich sicher nicht.

Glück auf! den Hammer in der Faust,
Das Erz aus harten Wänden saust,
Sei's Silber, Gold, sei's schlechtes Blei,
Es ist mir Alles einerlei.

Glück auf! ruf ich aus Schachtes Ruh
Von Herzen euch dort oben zu,
Daß ihr, was ich zu Tag gebracht,
Gebrauchet nur mit Wohlbedacht.

Glück auf! mich blendet nicht das Gold,
Mich reizet nicht der Gnomen Sold;
Mein Taglohn ist mir grad genug,
Füllt mir die Schüssel und den Krug.

Glück auf! und grabt ihr einst mich ein
Da droben beim hellen Sonnenschein,
Ruft dann „Glück auf" in's Grab mir nach,
Glück auf zum Auferstehungstag!

Der Hammerknecht.

Mein Hammer hämmert Tag und Nacht
Die Flamm' im Ofen immer wacht,
Daß mir die Augen brennen.

Ich bin so schwarz als wie ein Mohr
Vom Kohlenstaub bis hinter's Ohr,
Wird mich mein Schätzel kennen,

Trifft's mich so durch und durchgekohlt
Am Brunnen dort, wo's Wasser holt
Im frühen Sonnenscheine?

Ach, wär' ich doch kein Hammerknecht,
Ein jedes Handwerk wär' mir recht,
So möcht' ich lieber weinen.

„Ein schwarzer Schatz" — sagt's Mädel mir —
„Den möcht' es mir verleiden schier,
„Ich such' mir einen Andern."

Da klopft's wie Hammerwerk so schwer,
Und schlagt mich innen hin und her,
Will lieber weiter wandern!

Bevor ich geh', wasch' ich mich rein
Und trete vor ihr Fensterlein,
Ob sie mich wohl laßt scheiden?

Und sag' ihr: „schau' mich heut noch an;
Bin ich nicht sauber angethan,
Und doch soll ich Dich meiden?"

Sie aber guckt zum Fenster 'raus
Und lispelt: „Geh' Du nur nach Haus
„Zu Deinem schwarzen Hammer.

„Du bleibst mein lieber Hammerknecht,
„Bist mir kohlstaubig nicht zu schlecht,
„Laß fahren Deinen Jammer!" –

Juhei! da schwenk ich meinen Hut!
Tret' wieder an des Ofens Gluth
Und greife nach der Zangen!

Und schieb das Eisen hin und her,
Darauf der Hammer klopfet schwer —
Will Andres nit verlangen!

Der Uhrmacher.

Tik tak, tik tak schlagen schnelle
Rings um mich die Uhren all',
Kling klang, kling klang läutet's helle,
Tönt der Stundenglöcklein Schall.

Was ich schaffe hier im Stillen,
Gleicht es nicht dem Bau der Welt,
Der nach unsers Herrgott's Willen
Wie ein Uhrwerk ist bestellt?

Aber meine Federn springen,
Meine Zeiger werden matt,
Heiser wird des Schlagwerks Klingen
Und es bricht das Zifferblatt.

Ja! ganz anders hat's da oben
Unser lieber Herr gemacht,
Solches Uhrwerk muß ich loben,
Dessen Lauf geht Tag und Nacht.

Sonne, Mond und alle Sterne
Wandeln fort und fort die Bahn
In der Ewigkeiten Ferne,
Wie sie's ersten Tags gethan.

Und könnt' ich auch noch erfinden
's mobile perpetuum,
Könnt ich's doch nicht so verbinden,
Daß es niemals bräch' darum.

Und mir selbst wird's also gehen
Wie den Uhren, die ich mach':
Einmach bleibt das Radwerk stehen
Und das Glöcklein schlägt nicht nach.

Einmal wird der Pendel stocken
Und die Federn springen ab,
Und dann weht der Wind die Flocken
Mit dem Laub hin auf ein Grab.

Johannes Schildberger's
Heimkehr und Aventüren
(1427)

von **Hyacinth Holland.**

Wär Jemand der neu Mär' begärt,
Der wirt in disem Büchlein gwärt,
Er wirt hören groß Abentür,
Die do kurtzlich ist gangen für.

1.



Es war eine herrliche Winternacht. Die hellen Sternlein funkelten und der Mond schaute still in die Welt. Da möchte man wohl stundenlang hinauflugen in das tiefe Blau, daß vorüberzöge die Welt mit ihren Zeichen und Bildern und all die kleinen Sorgen und Nöthen zerstöben. Nicht solchen Sinnes aber war der alte Mangold in seiner aufgezogenen Gugel, der mit Spieß und Laterne in markdurchrieselnder Kälte herumstehen sollte in den

Straßen und Gäßlein der Stadt. Da regt sich's verdächtig hier und dorten, zumal gern in „der heiligen Nacht", und so ein armer Wächter mag von Glück sagen, wenn ihm ein Spuck bloß die Leuchte zerschlagen. Heute aber sprang er schnell des Weges, bis er all das Winkelwerk im „heilig Geistviertel" durchlaufen und zu den Kramladen am Eiermarkt gelangt war; er stund stille, blies ein Stücklein, rief die erste Stunde des Tages aus und sang in andächtiger Weise sein Sprüchlein zum Lobe des Herrn. Da knisterten und knarrten plötzlich Tritte auf dem harten Schneeboden, die Ersten kamen schon vom Petersfriedhofe herab. Die Orgel versummte allgemach, aber festlich prangten die erleuchteten Fenster hinaus in die dunkle Schattenreihe der Häuser. Wie eine Mühle erst langsam angeht, dann rascher und schneller läuft, bis sie endlich sausend rollt, so tröpfelten auch Anfangs einige Eilfertige aus den Kirchenthüren, bis der dichte Schwarm ungestüm drängend und sträubend sich zum Portale hinausschob. Irrgeisterartig wandelten die Windlichter über die Gräber hin an die Ausgänge des Friedhofes, wo sie nach allen Seiten hin zerstoben. Rechts von dem Ausgange in die „Wattmangergasse" trippelten indeß noch ungeduldig zwei dicht verschleierte Frauengestalten, als harrten sie auf einen Begleiter, bis endlich die verspätete Magd dazu kam und nun die Drei sich durch die Gasse gegen den „untern Graben" bewegten. Mit festen Tritten zogen die Frauen ihren Weg, eingemummt

in kostbar Pelzwerk, indeß die alte Magd Regina ihren Sturz fester über sich zog.

„Es ist doch gar schön, Mutter“ — unterbrach die Jüngere die lautlose, nur vom Oeffnen und Schließen der Thüren unterbrochene Stille, — „zu so hochfeierlicher ungewohnter Zeit zu wandeln, und der Gottesdienst mit seiner Pracht und den vielen Lichtern, und die guten Pfaffen in goldenen Gewanden! und wie erst Alles zur heiligen Wandlung schwieg, da konnt' ich nicht mehr beten, und nur Gedanken tauchten im Herzen auf und flogen wie Vöglein empor; mir schien, als sey der Heiland so eben erst geboren und die Herzoge und Geschlechter lägen in dieser Nacht auf der ganzen Welt neben den armen Hirten und beteten an. Ob wohl die Sterne — fuhr sie nach einer kleinen Pause fort — und der Mond dort oben auch Erden sind und Menschen auf ihnen wohnen, und Gott auch, um sie selig zu machen, hinaufgestiegen und dort wieder Mensch geworden?“

„O Du dumm Ding“ — sagte die Mutter und wußte doch nicht warum und wollte weiter schmälen, da hielt aber die alte Magd ihre Ungeduld nicht mehr zurück und platzte gerade zur rechten Zeit los:

„Wie Ihr nur alles das so denken könnt; habt Ihr denn sonst gar nichts in der Kirche gesehen, das war ja heute fürchterlich und gerade heute ...“

„Ja, was denn?“ meinte die Mutter, — aber die Andere fuhr fort: „Ich hab's schon lang' gesagt, daß die Welt

nimmer lang' steht — und Ihr habt's nicht gesehen, nichts gemerkt?" In diesem Augenblicke fuhr eine Sternschnuppe am Himmelsgewölbe, so weit die Straße es sehen ließ, hinunter und zerstob in tausend Funken.

„Jesus Maria!" — rief die Magd — „die Sterne fallen schon nieder und springen in Scherben; da habt Ihr's, jetzt ist's gewiß, auch wenn Der nicht in der Kirchen gewesen wär'..."

„Ja Wer denn? so red' nur," — sagte Anna, — „Du thust ja wie unsinnig." Da aber die Alte noch immer nicht mit der Sprache herauskam, so brachte die Mutter eine praktische Kriegslist in Anwendung und machte es wie feine Spieler, die schnell eine Karte ausspielen, indeß sie eine andere Farbe nennen: da patscht dann der Gegner gern zu früh heraus und gibt seine Blöße durch irgend eine voreilige Ungeschicklichkeit kund. Also sagte sie, anscheinend ziemlich gleichgültig: „So behalt' Dein Gewäsch für Dich, wir wollen's nicht wissen, wenn man's nicht gern sagt, Du ungewaschen Ding!"

Der arme dienstbare Geist war durch diesen Kübelguß kalten Wassers zu sich gekommen und die Riegel fielen von den Schleußen des Geheimnisses allmählig ab: „Wißt Ihr noch, gleich nach jenem Dreimalheilig, da huben sie an zu singen und zu orgeln, daß man meinte, die Engel im Himmel selber könnten's nicht besser, und wie ich aufschau' — steht neben dem Altar, g'rad so neben dem Altar, wie ich an Euch..."

„So mach's doch kurz!"

„Ja, mach's kurz, Ihr könnt gut reden, Jungfrau; mir ist Hören und Sehen darüber vergangen; nun, wie ich aufschau', so steht g'rad neben dem Altar leibhaftig — der ewige Jud'!"

Wie ein Donnerschlag bei heiterer Luft hatte das Wort gewirkt, allmählig aber rafften die beiden Frauen die übrig gebliebenen Reste ihres Verstandes wieder zusammen und wie kühlender Regen fiel in die Seele der Mutter der Zweifel: „Hast wieder geschlafen und geträumt!" Aber die Magd fuhr eifrig fort: „Hab's Anfangs selbsten geglaubt, aber da stoßt mich des Nachbars Magd und fragt, ob ich den „ewigen Juden" auch sähe, der in der Christnacht — wo die Bäum' ausschlagen und sich die Brunnen mit dem zwölften Glockenschlag in Wein verwandeln und in einem Hui wieder zu Wasser werden — allemal in einem andern Land beim Gottesdienst zugegen seyn muß und nicht sterben kann sein Leben lang?"

„Das ist eine alte Red'," — sagte Barbara — „mein Mutter selig hat in ihren jungen Jahren selbst mal den Juden gesehen; da draußen am Gasteig hat er vor dem Crucifix gebetet und gesagt, das sey die rechte Abbildung unseres Herrn und die Länge und Breite des Kreuzes, ganz nach der Wahrheit; der aber war ein wüster Mensch, handelte auch mit Perlein und Edelgestein; hatt' ihm damals meine Mutter selig 'n Ring abgekauft...."

„Den mit dem Schweißtuch," — frug Anna schnell —

„zu dem Ihr so hohe Verehrung habt und nur an hochzeitlichen Tagen anlegt?"

„Ja," erwiederte Barbara — „meine Mutter hat ihn mir aber auch auf dem Todbett angesteckt."

Das war nun eigentlich, trotz der heiligen Nacht, mit der Wahrheit spazieren gegangen und der Ring war vielleicht doch wohl anderswoher, aber das Gespräch, das immer fließender geworden und von einem Ding gleich auf's Tausendste, je schneller die Füße liefen, gekommen wäre, wurde nicht weiter fortgesetzt; denn die Frauen standen vor ihrem Hause am „obern Graben"; nach kurzem Pochen hob sich die eichene Thüre, ließ die Frauen in das enge Stiegenhaus und fiel dann dumpf wieder in's Schloß.

2.

Am „heiligen Tage“ war verdrießlich Wetter; recht als ob die Englein ihre Betten ausgeleert hätten, tanzten die Flocken hernieder, so daß die Layenknaben vor den Thüren der Bürger beinahe umsonst sangen und nur hier und da aus einem schnell wieder zugeschobenen Fensterchen wenige Pfennige auffingen. Was Wunder, wenn sich heute zum Vespertrunk nur etliche Bürger in der Trinkstube zusammengefunden und gar bald wieder entfernt hatten.

Hinten in der Stube, dem bleidurchzogenen Schuberchen gegenüber, saß noch der Stammgast, Herr Peter Nachtigall, Ehrenholt des Erbprinzen Albrecht von München; ein ehrenfester Mann, wohlerfahren und hochgelahrt in Geschriften und Sprachen, daneben mit großem Fleiße der edlen Sängerkunst und Poesey ergeben. Ein kostbar gülden Kettlein, das ihm der Herzog selbsten mal als hohen Sangespreis im Schlosse zu Grünwald umgehangen, lag um seinen Hals, wenig von der steifen Krause verdeckt; hellblau mit Golde durchwirkt war das Oberkleid, reichlich mit Maderpelz verbräumt; in der kunstreich geflochtenen Gurte stack zierlich das Schwert, die Scheide grau, doch unten, mitten und am Griff mit Golde beschlagen, nebstbei ein zinnoberrothes Täsch-

lein mit kostbaren Schnüren und Ringlein. — Ihm gegenüber saß ein feiner junger Mann, einfach in schwarzes Tuch gekleidet, mit scharfen Gesichtszügen; sanft wölbte sich die edle Stirn mit ihrer zarten, durchsichtigen Haut, dagegen stachen die schwarzen, kurz im Nacken abgeschnittenen Haare scharf ab, das schwärmerische, von einer milden Glut beseelte Auge ruhte gedankenreich auf den Brodsamen, die auf der Platte des Tisches zu mancherlei Kreisen geringelt lagen. Das war Matthäus Ensinger, der Werkmann aus Bern im Uechtlande. Als Meister Nicolaus von Buren die Glocken in den Dom aufgezogen, hatte Matthäus schon in frühester Jugend in der Bauhütte zu Köln des Zirkels „Kunst und Gerechtigkeit" erfahren und war, nachdem in die freie Stadt Ulm gezogen, um am Münster, wo der Bau langsam vor sich ging, mit seinem alten Vater, dem Kirchenmeister, Hand anzulegen; doch hatte ihn Peter kennen gelernt, schnell lieb gewonnen und auf die letzten Tage des Jahres nach München geladen.

Wir haben die Beiden in eifriger Rede überrascht; das Thema schien die Münchner Kirche von Sankt Peter zu seyn.

„Ihr könnt zwar noch andere Fürsprecher und Parlierer zu Rathe ziehen," — fuhr Ensinger fort — „sie werden Euch alle sagen, daß die beiden Thürme Eurem Bau wohl anstehen, aber nicht lange mehr ragen werden; der Unterbau wäre gut, aber das Gewölbe darüber zu schwach, und so könn-

tet Ihr das Unglück erleben, die guten Bürger der Stadt mit ihrem Gesinde bei Glockenton und Orgelschall verschüttet sehen zu müssen. Bringt das bald an den ehrsamen Rath, etwa gleich zu Neujahr, und legt es den Chorherren vor, denn die Zeit drängt."

„Werd's nicht vergessen, Meister," sagte der Andere, „wenn es gleich nicht meines Amtes Thun ist. — Aber sagt mir doch, warum im Anfang all Eurer großen Werke zumeist Streit ausbricht und Einer erschlagen und im Grunde begraben werden muß?"

„Ihr glaubt auch daran?" — frug lächelnd der Baumeister — „ich meine, daß eben nur dann, wenn alle Leidenschaften schlafen gegangen, jeglicher Neid und Haß versöhnt, daß erst dann Werke entstehen können, an denen wir Jahrhunderte bauen, daß sie Jahrtausende überleben. — Streit und Spaltung aber hat es bei jedem Kirchenbau abgesetzt, schon als der erste Altar auf die Erde gesetzt wurde, ist der Bruderzwist losgegangen und der Eine ward erschlagen; der Thurmbau zu Babel hat wieder Entzweiung und Zwietracht gebracht; dann sind die Juden über Esra's Tempelbau uneins geworden und die Kirche der heiligen Sophia zu Constantinopel hat die Lateiner und Griechen bis auf den heutigen Tag auseinander gebracht; das hat sich, Alles im Kleinen, am Straßburger Münster und Kölner Dombau nur wiederholt und wird so fortgehen in alle Zeit. Aber wißt, das ist ja und wahr, daß kein Münster Bestand hat,

es läge denn der Baumeister selber im Grund, und es ist, als wollte der Bau nicht allein den Geist, sondern auch den Leib als Wächter über die Nachkömmlinge in der Hütte haben.“ Wie das seither fast immer wieder wahr geworden!

Die Männer waren zusehends stiller geworden, da stieß der Lautenist mit dem Baumeister auf sein Wohlergehen an; der fuhr wie ein Träumer aus seinen Betrachtungen auf, doch wie sein Blick mit dem Sänger zusammentraf, war es ihm, als sollte ihm der noch mehr als Freund werden und als die Becher mit hellem Klingen zusammentippten, da wußte er selbst nicht, ob es dem Vater oder seinem holdseligen Töchterlein gegolten.

„Ihr dient doch einer hochherrlichen Kunst!“ — begann der Schreiber wiederum — „da dünkt mir denn allemal, so oft ich Euren Prachtriß von jenem Kölner Heiligthume betrachte, mit den Rosen und dem reichen luftigen Laubwerk, in dessen Schatten die Patriarchen, Propheten, Apostel und Martyrer stehen, da dünkt mir, es sey ein gemeißelt Heldengedicht, wie so von einem Wolfram von Eschenbach...“

„Da habt Ihr Recht“ — fiel der Ensinger schnell ein — „und ich sag' Euch, wie jenes Gedicht voll heiliger Gleichnisse ist, so liegen auch in unseren Bogen, Capellen und Schiffen alle göttlichen Geheimnisse verborgen und der Mensch, welcher sein Leben lang ihr dienen mag und kann, genießt jetzt schon der Seligkeit. Der Kreis ist uns vorerst ein Bild

der Ewigkeit, der Dreieinige selbst wohnt in ihm und der Triangel ist das Sinnbild dieser höchsten Weisheit; Bild der Welt mit ihren Elementen und Zeiten ist der Würfel, und das vierblättrige Kleeblatt das Zeichen des Glücks; den Heiden hat das Fünfeck schon als Symbol des Heiles und der Gesundheit gegolten; am tiefsten aber in die Geheimnisse steigt die Siebenzahl mit allen ihren Beziehungen auf Branchen und Schöpfungstage, den alten heidnischen Meistern von Natura war sieben eine heilige Zahl und die Zahl der Geister Gottes war sieben; sieben Lichter brannten in der Stiftshütte bei den Juden und ihr Allerheiligstes ist ein Würfel gewesen, gleich lang, hoch und breit; weil aber unser Glaube nur das innere, aufgeschlossene Judenthum ist, so hat sich auch der Würfel im neuen Bunde aufgerollt und ist das Kreuz daraus geworden, in das wir unsere Kirche bauen; als ewige Lichter flammen die Sacramente um die neue Bundeslade, in der Gott selbst wohnt und thront, so daß unsere Kunst die ganze Ewigkeit und Allmacht umschließt und in sich aufgenommen hat. Tief unten im Grunde, da schlafen unsere Voreltern, die im Glauben an den Erlöser alt geworden; mitten in dieser Welt stehen wir noch Lebenden; die armen Fischer aber an den Säulen und Pfeilern weisen uns hierauf zu den Engeln und Heiligenchören, die auf dem blauen Sternengewölbe schweben, in unsere Heimath. So ist unsere Kunst zur Offenbarung geworden und wir haben nach dem Vorbilde Gottes eine neue Schöpfung

in die Welt gesetzt, die auch eine heilige Signatur in sich trägt und die Natur, die dazu verarbeitet worden, hat gerade dadurch eine Verklärung erlangt, die uns selber erst bevorsteht. Ich könnte Euch noch Vieles sagen, das riesengroß, gleich den kreuzgekrönten Thurmfialen, Euren Geist ganz von der Erde losreißen und in die Himmel hinauftragen könnte, aber es ist mir der Mund gebunden und ich habe Euch schon mehr mitgetheilt, als meinem Lehrmeister in der Bauhütte lieb wäre, so daß ich froh bin, wenn nur Ihr mich gehört habt."

„Wenn ich Euch so zuhöre und dann gar mit meinen Augen Eurem Gedankenflug auf den Plänen und Rissen nachfolge, da ist mir die Geringe und Demüthigkeit meiner Kunst erst recht hart fühlbar; mir dünkt, das Lied sey doch viel ärmer und mittelloser, gesungen und verklungen ist es, wie in die Luft gehaucht, und legt sich der Sänger nieder und ist er gestorben, so ist er todt, Ihr aber lebt ewig!"

„Ihr habt in Eure Kunst selbsten doch gar kein Einsehen," — unterbrach ihn der Andere — „verzeiht, daß ich so mit Euch rede; zwar kann ich Euch jetzt nicht recht sagen, was ich meine, aber ich glaube, die Poesie könne doch wieder viel mehr, als unsere Kunst, fast kömmt es mir bei, als sollte sie Alles können. Wenn Ihr auch todt seyd, so gehen die Lieder noch um im Munde frommer Singere und erfreuen das Gemüth unendlich und unzählige Mal, fort und fort von einem Geschlecht in's andere."

Da lächelte der Sänger in sich hinein, denn die Rede that ihm wohl: „Ihr mögt Recht haben, aber ich habe gar eine eigene Meinung von der Poesey, die heutzutage nicht Jeder gerne hört. Schaut, da hat sich über den unaufhörlichen Fehden und Streitigkeiten aller Art unsere freie Kunst hinter die Mauern geflüchtet und die von den Herren verlassene haben die in den Städten mit Liebe aufgenommen, ihr aber so viel eitel Kram angehängt und sie mit lauter Sittigkeit und ehrlicher Burgerlust so regelrecht und ehrensteif gemacht, wie sich Guckuckschreien auf Lerchenschlag reimt. Hab' oft zu Nürnberg bei Sanct Lorenzi die „Meister" singen gehört .... der Wolfram von Eschenbach und der Walther von der Vogelweide, die erhuben frischen Sang, wie ein von hohen Felsen springender Bach und ein süßduftiger Baum voll tirilirender Vöglein, und der Wolkensteiner Oswald und Hugo von Montfort sind edle Herren, die ihre Lieder noch hoch zu Roß im grünen Wald und in freier Aue dichten, aber die da, die Schneider und Schuster ..." Im Unmuth hatte der Sprecher seine Kanne gefaßt und so lange den Boden immer höher gehoben, bis jeglich Tröpflein verschwunden.

„Da habt Ihr gerade auch den Herren Oswald genannt, den mit einem Auge, den Herrn auf Wolkenstein in Tirol; bitte, erzählt mir von dem, denn ich hab' viel über ihn gehört und nicht zu sehen gekriegt, als er vor einiger Zeit,

wie man sagte, in geheimer Sendung der Bündner durch Ulm zog."

„Der ist damals auch allhie gewesen, mit seinem Spießgesellen, dem Wilhelm Starkenberg, der g'rad aus Greifenstein entwischt war; die Herzoge haben den Beiden viel eitel Ehr' angethan und mit der Ritterschaft viel Festlichkeit und Tanz angerichtet mit großer Pracht und Herrlichkeit; mitten im Kranze der schönsten Frauen und Maidleins stand der Alte, silberhaarig und graubärtig, durch unsägliches Unglück verwittert, auf Krücken sich mühselig bewegend, und gewann doch die Herzen Aller mit seinem Gesang und Saitenspiel. Da hat er mir auch von seinen Reisen erzählt, wie er fast die ganze Welt erfahren, gegen Preußen, Hessen und Türken geritten, Litthauen, Polen und Rothrußland durchzogen, Gefangenschaft und tödtliche Verwundungen im Kriege erduldet, Schweden, Dänemark und England durchwandert und allüberall, wo es Händel gab, mit dreingeschlagen, wie er zwei Mal über Meer in Jerusalem gewesen und auf der Fahrt nach Armenien und Persien Schiffbruch erlitten und mit dem Mast nach langer Noth an's Ufer getrieben, wie er nach Spanien fuhr und gegen die Mohren zog, wo ihn Ritter und Frauen gar lieb gewannen, so daß die zarte Königin von Arragon mit einem messing Nädelein die Ohren durchstach und kostbare Ringe hineinhing; wie er dann als Sänger an den Hof des Mohrenkönigs von Granada zog und dessen Freundschaft genoß, von da gen Paris ging und wieder mit unserm König und

Kaiser Sigismund zusammentraf — dem er gar treu ergeben und der gar große Stücke auf ihn hält — und wie ihm die Königin von Frankreich einen überaus kostbaren Demanten in den Bart gebunden. Davon könnt' ich Euch Tage lang sagen und dazu seine Tanzweisen aufspielen und seine Lieder vorsingen, die er mir, in ein köstlich Büchel überaus zierlich geschrieben, verehrt hat. Vor Allem aber hat ihm Frau Minne viel Leides gethan. Sorgen und Gram hatten ihn schon mit zwanzig Jahren grau gemacht, ein muthwillig Fräulein aber ihn nach dem heiligen Grabe gesendet und unterdessen schmählich betrogen, und wie er nun zurückkam, gefangen genommen, in einen Thurm geschleppt, in Eisen und Bande geschlagen, eine Kette am Halse, die Füße mit schweren Fesseln geschränkt und gerieben, von Eisenringen gänzlich eingeklemmt, hängte sie ihn zur freundlichen Bewirthung für die erste Nacht im öden Saal an einer Stange auf, daß er pfiff vor Schmerz und Wuth, wie eine gequetschte Maus; zwar hat ihn die Koboldin wieder freigegeben, nachdem er seiner Liebe das schmucke Schloß Hauenstein zum Geschenk verschrieben, aber von der Zeit ist er siech geworden und nur die schöne Margaretha, die er als ehelich Gemahel von Schwangau heimgeführt, hat ihn mit süßer Pflege wieder geheilt. Dafür hat er ihr aber auch die glühendsten Lieder gesungen, so daß gewiß auf der ganzen Welt nie eine hohe Frau schöner verehrt ward."

„Aber Ihr trinkt ja nicht" — fuhr Peter fort — „könnt

Euch halt kaum an unsern „Regensburger" oder „Landshuter" gewöhnen; schafft einen Trunk, daß man dem Wolkensteiner Eins damit bringen könne und unserem Meister auch! wißt, Herr Wirth, so einen goldig klaren, der zur Melodie paßt:

„Den liebsten Buhlen, den ich han;"

Ihr wißt dann schon welchen," setzte er munter bei, die bereits wetterlaunische Miene des Wirthes besänftigend. Der nahm die geschliffenen Kelche aus dem Schrank, stieg selbst durch die Fallthüre des Zimmers hinab und brachte das verlangte Gewächs. Der Wirth war ein kostbarer Kauz, eine kleine dicke Figur mit ehrsamem Bäuchelchen, das in den schwarzledernen Hosen und dem rothen Wamms steckte, darauf saß der runde, violette Kopf, aus dem die Aeuglein klug funkelnd herausguckten. So, den mächtigen Schlüsselbund an der Seite, das grüne Käppel in der einen, das hölzerne Teller in der andern Hand, trat er vor die Gäste, die ihn zum Antrinken und Niedersitzen nöthigten. Nach den herkömmlichen Entschuldigungen und Wetterangelegenheiten — die damals auch schon der Hammerschlag auf den dürren Boden, daraus der Quell der Unterhaltung fließen soll, waren — kam man auf die dießmal wirklich wunderlichen Stadtgeschichten.

„Sagt doch," — begann Peter — „weßhalb heut' Nacht in den Kirchen Alle in Unruh gekommen; die Frauen haben gar seltsamen Bericht nach heim gebracht."

„Ja" — sagte der Wirth — „heut' Nacht hat sich leib-

haftig der ewige Jud' vor Aller Augen gezeigt, und auch sonst noch hat's Mannigerlei abgesetzt. So ist gestern zwischen Licht und Nacht ein wildfremder Gesell vor „unseres Herren Thor" gelangt, hat Einlaß begehrt, sagt', er käm' heut' von Landshut und wölle wieder in seine Heimath; hat ihm der Wärtel die Hellebarden fürgestreckt, der Mensch ist aber mitten durchgegangen, da fuhr der Schreck dem Burschen so in die Glieder, daß man ihn bei der Ablösung halb todt hineintrug auf die Scharwache; in der Metten kommt jener Mensch, oder was er sonst sein mag, wieder zum Vorschein; wie der alte Mangold darnach über den Marktplatz geht, denkt Euch, da wandelt der Schwertfeger Triner mit blutigem Rumpf, seinen Kopf in den Händen tragend, und ist doch schon lange, lange Zeit, daß sie ihn — ich weiß, wie Ihr denkt — unschuldig, gerade vor meinem Hause, mit Thomas Haidfolk und Ulrich Stromaier durch das Schwert gerichtet haben; der Mangold rief ihn an, da schlug es plötzlich wie aus Wolken auf den alten Mann, daß er niederstürzte und mit jämmerlichem Schrei um Hülfe ruft; auf diesen Rumor sprangen wir hinaus, fanden den Mann besinnungslos, tragen ihn herein, da betheuert er noch, mit dem Geiste gerungen zu haben, und jetzt liegt er, untauglich zum Dienst, ja krank in seiner Behausung am „Schifferthor". Und dann erst „am Kreuz" oben, da hat's beim Zimmermeister die ganze Nacht getobt mit Schlagen und Stoßen, als wollten sie 'n ganzen Wald zusammenarbeiten und ist doch

kein Mensch in der Nacht am Werkplatz gewesen, fehlt auch kein Spahn . . ."

Das Wort blieb dem Wirth auf der Zunge sitzen; mit weit offenen Augen und krampfhaft eingeklammerten Händen staunte er durch das Fenster hinaus auf den Marktplatz. Dort gewahrten die Gäste jene Persönlichkeit, die so viel Gerede verursacht. Es war ein Mann von mittlerer Größe, in einem langen Mantel, den Schafspelz nach Art der polnischen Juden nach innen gekehrt, die turbanartige Gugel mit einer sackähnlichen Sendelbinde hing weit auf den Rücken hinab, breitgetretene, schlapperige Stiefel, von denen man nicht wußte, ob sie an den Beinen hingen oder diese vielleicht in ihnen irgendwo steckten, trampelten unter dem Aufzuge des abenteuerlichen Mannes, der so der allgemeinen Meinung hinreichend Stoff zu Vermuthungen geben mochte.

Das Erstaunen des Kellermeisters hatte sich bereits durch einige ruhige Bemerkungen der beiden Gäste gelegt, als der Wanderer, nachdem er an dem Hause schon vorübergegangen, plötzlich stille stand und nun, den Löwen, der mit dem baierischen Rauten außen als Wahrzeichen so guldig gleißte, bemerkend, der warmen Stube zuschritt. Wie nun mit freundlichem Gruße im Münchner Dialekt mit etwas fremdartiger Beimischung der Fremdling eingetreten war, da schwand auch all' das zauberische Beiwerk und der „Ewige" zerschmolz zusehends in einen armen Kaufmann, den weiß Gott welch' ein Ungefähr in solcher Winterzeit hieher verschlagen. Am nach-

barlichen Tische hat er sich niedergelassen und uns so am besten Gelegenheit gegeben, ihn näher zu betrachten. Nachdem die mächtige Pudelmütze abgelegt war, kam ein gramdurchpflügtes Gesicht mit gelbbrauner Hautfarbe zum Vorschein, eingefaßt von einem starren, grauschwarzen Barte, der ziemlich ungeordnet abgestutzt war; der gelblederne Scheckenrock, mit Tressen besetzt, war das einzige Kleidungsstück, das wohl einstens prächtig mochte gewesen seyn. Unterdessen hatte der Wirth den Trunk gebracht und sogleich kam in den Händen des Ankömmlings ein ledernes Beutelchen zum Vorschein, in dem er mit seinen eckigten dürren Fingern endlich ein Goldgülden herausknusperte. Nachdem die kleine Münze zurückgegeben und in verschiedenen Taschen unsichtbar geworden war, nahm der Wirth eine Stellung, so daß er den neuen Gast beliebig in's Gespräch ziehen konnte, und fuhr, halb gegen den Baumeister gewendet, fort:

„Wie gesagt, es sind jetzt gar seltsame Zeiten; mir steckt der große Pfauenschweif, den wir vor einigen Wochen nächtlicher Weile wie eine feurige Ruthe am Himmel gesehen, noch immer im Kopf; soll viel Unheil bedeuten. Wißt Ihr nicht, wie es mit den Hanseaten steht?"

„Ihr meint den Krieg der Ostseestädte gegen König Erich" — nahm der Baumeister das Wort — „um ihre Herrschaft über die See zu behaupten? Die haben eine große Flotte ausgerüstet und in diesem Sommer den fruchtlosen Versuch

gemacht, Flensburg zu erobern, im Frühjahr wollen sie gar vor Kopenhagen, den Hafen einzunehmen."

Der Wirth aber war ein Kumpan, wie es deren gar Viele gibt, recht eigentlich geschaffen, jegliche Unterhaltung zu vernichten, indem sie allemal, wenn der Andere auf ihre Frage eingegangen, schnell wegspringen und eine andere hinwerfen. So wollte er denn jetzt wissen, wie es in der Pfalz stünde, wo der Bischof Rhabanus die Stadt Speier noch immer belagert hielt, entschlossen, sie durch Sturm und Hunger zur Uebergabe zu zwingen, weil ihm die Bürger das St. Hermanns-Kloster zerstört hatten. Der Baumeister aber wußte von dem Handel zu wenig und brachte vielleicht nicht ohne Nebenabsicht ein anderes Thema vor: „Seit Kurzem sind viel Leute mit Weib und Kinder nach Augsburg kommen, nannten sich gar Egypter, hatten einen Herzog, der ein fadenscheiniges Mäntelein um die Schultern und einen messingen Reif auf dem Kopfe trug, litten viel Elend und Ungemach, mußten in der Rosenau liegen, hätten Briefe, wer ihnen nicht Almosen gäb, dem mochten sie stehlen und stahlen gar fast, man durft' ihnen nichts darum thuen; kamen auch überall das Land um und um."

Die Unterhaltung war jetzt schon zerrissen worden, darum frug jetzt Peter, um dem Wirth zuvorzukommen, wie es mit dem Auszuge der Augsburger gegen die Hussen abgelaufen sey.

„Lustig genug," — antwortete Ensinger — „da gebot

der Kaiser allen Städten, daß sie Volks schicken sollten gegen die Hussen, da zogen die von Augsburg mit einem guten Fähnlein und bei fünfhundert Pferden, hatten auch viel Wagen mit Büchsen und anderen Dingen, am Sonntag vor St. Barthelmes Tag aus und kamen wiederum an dem nächsten Freitag vor St. Gallen Tag, doch schoßen sie nichts und hätt' Keiner einen Hussen gesehen."

„Daraus folgt," — unterbrach heiter gestimmt der Schreiber, — „daß es gar keine Hussen eigentlich gibt; sollten aber solche Leute doch irgendwo vorkommen, so will ich sie, wie meine Freunde, der Wolkensteiner und Michel Behaim, immer vertheidigen; sie sind nicht so ungläubig, denn sie haben mehr Glaubensartikel, als das ganze römische Reich; die Heiligen haben sie nicht verworfen, denn sie halten die Huß und Rockenzahn*) heiliger als Gott; der Priester Meßgewand sind Harnisch und Helme, am Tabor feiern sie ihren Gottesdienst unter Vogelsang und Büchsenklang; so haben sie auf Erden schon Manchen heilig gemacht und wider seinen Willen in den Himmel geschickt; was Wunders, wenn alle Stummen ihr Lob nicht vollrühmen könnten."

„Das ist aber Alles entsetzlich" — unterbrach abermals der Wirth, — „was von den Hussen erzählt wird; statt der Altäre brauchen sie ausgeleerte Fässer, haben die priesterlichen Gewande als Fahnen auf Lanzen geheftet und statt der Sat-

---

*) Volksthümlich für Joh. Rokynczano.

telbecken über Pferde gebreitet und mit den geweihten heiligen Oelen ihre Stiefel und Wagenräder geschmiert; und dann erst die Adamiten, wo Männer und Frauen nackend laufen und sich nicht schämen! Da muß ihr Feldherr freilich eine Zauberin bei sich haben, die durch ihre Künste alle Deutschen umstrickt und zu vertilgen versteht, sobald sie als Feinde das böhmische Land betreten."

„Das ist Alles wahr" — sprach ruhig der Fremdling, der bisher scheinbar theilnahmslos zugehört hatte, — „das ist Alles ja und wahr. Die Zauberin ist aber eine Trommel, die sie aus der Haut ihres ersten Anführers Ziska gemacht haben. Vor ihn die Pest hinfraß, verordnet er, man solle die eigene Haut seines Körpers ablösen und aus dem Fell eine Trummel einrichten, seinen Schaaren vortragen und vor jeder Schlacht gegen die Feinde des Kelches rühren, ihr Ton werde Alle in die Flucht schlagen *). Und das ist auch wahr: die obere Seite von der Trummel hat wahrhaft eine Löwenstimme, das untere Fell aber, das er sonsten über Brust und Herz getragen, geht durch Mark und Bein und ist doch ein gar herzlicher Ton. Wenn nun die Hussen im Felde liegen, so geben sie auf die Trummel gar acht; droht irgend ein Unheil, so fangt sie von selbst an zu wirbeln, anfangs dumpf und leise, dann immer lauter und immer schrecklicher. Hab' selbst die

---

*) Hormayr, Taschenb. 1833.

Trommel mal gehört und geglaubt, ich müßt' wahnsinnig darob werden."

„Ihr habt sie selbst gehört" — fragte Peter mit einem Ton, in dem der Zweifel schlecht verborgen lag, — „so sagt uns mehr."

„Ach Gott" — seufzte der Andere, — „da wär' beinah' kein Ende zu finden, denn ich hab' lang genug unter ihnen gelebt, nachdem ich einer so unchristlichen Gefangenschaft glücklich entkommen."

„Ihr aus unchristlicher Gefangenschaft entkommen?" — fragte der Schreiber, indeß der Baumeister ihn aufforderte, lieber seine eigene Geschichte zu erzählen, der Wirth aber noch immer „von den Hussen erzählen, von den Hussen erzählen" rief und der Schreiber zugleich um seinen eigenen Namen fragte.

„Mein Name ist Hans Schildberger, lieber Herr, und meine Heimath die liebe gute Stadt München, in die ich gestern nach dreiunddreißig Jahren wieder zurückgekehrt bin." —

3.

Als man zählte tausend dreihundert und fünfundneunzig Jahr nach unseres Herrn Geburt, da erhob sich eine der allergrößten Reisen von Fürsten und Herren, Rittern und Knechten, und mehr denn einmalhunderttausend Mannen zogen dem König von Deutschlang und Ungarn, Sigismund, zu Hülfe gegen die Heidenschaft mit großer Herhafft und Gezierde und Gute.

Da zog auch der edle Herr Lienhard Reichertinger mit seinem Knappen Johannes Schildberger aus der Stadt München, so in Bayern gelegen, und ritt gen Regensburg, wo sie mit vielen Edelherren, als Johannes, dem Prinzen von Burgund, dem Herzog Stephan, dem Burggrafen von Nürnberg, dem Pfalzgrafen Ruprecht, dem Frauenhofer, Sandizell, Bienzenauer, Ulrich Kugler, dem kleinen Ritter von Stein, zwei Frauenbergern, einem Törringer, Ott und Nothhaft hinabfuhren auf dem Donaustrom nach der guten und schönen Stadt Wien, von da in die Bulgarey und Wallachey und noch weiter.

Bei Nicopolis trafen die Heere aufeinander; die unglückliche Schlacht — aus der sich Sigmund nur mit genauer

Noth auf einem schlechten Nachen mit wenigen Edlen rettete, unter denen auch Oswald von Wolkenstein, sein Sänger und Possenspieler, — brachte beinahe alle Mannschaft in die Hände der Türken; auch Schildberger gerieth in Gefangenschaft, nachdem sein Herr, dem erst das Pferd unter dem Leib erschossen, gefallen war. Ingleichen ward auch Jorg von Waldeck gefangen, mit St. Leonhardi Hülf aber bald erlöst, worauf derselb in gebührlicher Dankbarkeit in seiner Vater Capell zu Schliers am gleichbenannten See im bayrischen Gebirg ein Votivbildlein aufgehängt, so annoch zu sehen alldort auf dem St. Jürgens Büchel nächst dem Altar († 1456). —

Aber auch den Siegern war die Schlacht theuer zu stehen gekommen und Bajazeth fing, als er die Menge der aus seinem Heer erschlagenen Mannschaft überschaute, zu weinen an und befahl, alle Gefangenen vor seinen Augen niederzuhauen. Schildberger ward, als die Reihe an ihn kam, vorgeführt, um niedergemetzelt zu werden, da er aber kaum sechzehn Jahre zählte, begnadigt und so ein Zeuge der schrecklichen Rache, die von frühem Morgen bis Abends währte; dann einige Monate eingekerkert und hierauf an den Hof des Königs abgeführt, wo er ihm als Läufer und Reiter zwölf Jahre diente, bis er nach Bajazeth's Tode in Tamerlan's Hände fiel. Mit ihm kam er nach Syrien, Armenien, Persien, nach Babylon, Indien und in die Tartarey (die man in drei Monaten kaum durchziehen kann) bis in das Reich des großen Chan von Cathay, das neben dem Lande des Priesterkönig Johannes ge-

legen. Nach Tamerlan's Tode war Schildberger neuerdings eingetreten in die Dienste der Söhne und Nachfolger des großen Despoten, fuhr unter Scharochs, Miramschlach und Abubachier dem Starken weit umher, bis er im Gefolge des Prinzen Zegra zu den Eskimo's und in die nördlichen Gegenden, vielleicht auch sogar nach China und Japan abenteuerte, wo er viele wunderbare, erstaunliche Dinge sah und hörte.

Nachdem er endlich wieder in die Nähe des schwarzen Meeres zurückgelangt, nahm er durch Flucht mit noch fünf anderen Christen Abschied von seinem Herrn und gelangte endlich nach viertägigem Ritt an's Meer; durch Feuerzeichen machten sie einem Seefahrer ihre Noth kund, der sie auch an Bord nahm; nach einer höchst unglücklichen, langen Fahrt, von Seeräubern verfolgt, von Stürmen verschlagen, von Hungersnoth gepeinigt, kamen sie endlich nach Konstantinopel, wo der griechische Kaiser, der von den Abenteuern Kunde erhalten, sich ihrer annahm, sie drei Monate pflegen ließ und dann weiter sendete. Schildberger trennte sich von seinen Genossen, zog mit Kaufleuten durch Preußen, wo er zu Lübich drei Monate krank lag, nach Krakau, von da durch Sachsen nach Breslau, und ging nun über Eger, Regensburg und Landshut auf seine Vaterstadt zu, die ihn auf so seltsame Weise empfing.

Wohl standen noch die alten Mauern und Thore, er aber war fremd geworden in den Straßen und einsam in der eigenen Heimath; die dort wandelnden Menschen staunten den

alten Mann närrisch an und horchten ihm mißtrauisch zu, denn die Herzoge von München, Ingolstadt und Landshut lagen noch immer in Fehde beisammen, und oftmals hatte es sich schon ereignet, daß ein verkappter Geselle, der angeblich vom heiligen Lande kam und viel Wunderliches erzählte, sich eingeschlichen, Unheil angerichtet und unliebe Dinge ausspionirt. Auch seines Namens war kein Gedächtniß mehr, kaum daß unten „im Thal", im kleinen Hause hinter der „Hofbrücke", noch eine dunkle Erinnerung lebte, es sey einstens ein armer Söldner von der Burg Schiltberg*) — so bei Richach gelegen — gestorben, der ein verwaistes Knäblein hinterlassen, dessen sich ein edler Herr, der aber später fortgezogen und nicht wieder zurückgekehrt, gar herzlich angenommen. —

---

*) Nachmals von Herzog Ludwig, dem Grafen von Mortagne, zerstört.

4.

Unterdessen ging es in Peter Nachtigall's Behausung am „obern Graben" ziemlich unruhig zu; schon längst brannten an den Häusern der Bürger die rothen Herzchen und blauen Sterne vor den Heiligenbildern; die Thürmer hatten bereits den Abendsegen von der Höhe herab nach allen vier Winden über die Stadt geblasen; das Nachtessen war gerüstet und prasselte ungeduldig in die Wette mit den hin und her trippelnden Frauen, die den blank gedeckten Tisch mit hellen Kannen und glänzenden Krügleins besetzten.

In großem Schmucke, dem hohen Festtage und dem Gaste zu Ehren, prunkte die Hausfrau, das hoch emporgerichtete Haar war von einer weißen, mit Gestein und Perlein gezierten Binde gehalten, von der breite Bänder mit schweren Troddeln herabhingen, dazu gehörte der hochrothe, faltenreiche Ueberrock, mit reichlichen Schnüren, grün gefüttert, der bis auf die Knie hinabfiel, wo dann das violette Unterkleid zum Vorschein kam. Einfach war das Töchterchen gewandet: eine grüne lange Schaube, schwarz besäumt, mit Schlitzen an den Aermeln, die vom Ellbogen lang gezadelt herabhingen, ließ die schöne schlanke Gestalt frei, die keiner künstlichen Zierde benöthigt war, denn außer den blonden Haaren, die — wie es im alten Liede

heißt — im kunstlosen Geflecht „von Berg zu Thal floßen", funkelten aus dem frischen Gesichtchen noch zwei köstliche Augen, die das Maidlein mit unbeschreiblichem Reize überstrahlten.

Endlich ward am Hause gepocht; die Magd, so leuchtend entgegenkam, hatte beim Anblick eines Dritten laut aufschreiend im Schreck die Kerze weggeworfen und sich bekreuzend hinweggeflüchtet; unbekannte Tritte kamen die Treppe herauf; da hatten die Frauen in aller Eile, einen Ueberfall fürchtend, die Thüre verrammelt und öffneten erst, als sie die bekannten Stimmen erkannten, blieben aber erstaunt ohne Rede und Gruß stehen. Der neue Gast, welchen der Geheimschreiber mitgebracht, war eben unser Freund Johannes Schildberger, an den jetzt unbegreiflicher Weise die Reihe des Erstaunens und der Verwirrung zu kommen schien. Sein gelbes Gesicht ward plötzlich bleich und bleicher, die Füße zitterten ihm unter dem Leibe und er fuhr mit beiden Händen öfters über die Augen, als ob er seiner Gedanken Herr werden wolle.

„Verzeiht," — nahm er endlich das Wort, — „wenn ich zur Unzeit erscheine, aber Euer Herr hat mich so freundlich geladen, wie mir seit langen Jahren nie zu Theil geworden. Da dünkt mir, nachdem ich kaum unter Euer Dach getreten, als sey mein ganzes Leben ein Traum gewesen, Ihr aber, sittsame Jungfrau, führt mir im Spiegel Eures Antlitzes die schönsten Tage aus glückseliger Jugendzeit herauf."

Der Baumeister sah ihn bei dieser Rede scharf und besorglich an, die Andern verstanden ihn eben so wenig und so

war es denn das Beste, sich zum Imbiß niederzusetzen, der unterdessen aufgetragen worden. Peter setzte seiner Hausfrauen Mancherlei auseinander, was er aus dem Munde des Fremden erfahren, und wie nun die Frauen hinreichend unterrichtet waren und ihre Neugier auf's höchste gespannt, da öffnete der neue Odysseus den Schatz seiner Erfahrungen und tischte die Schaustücke seiner Geschichten und die Seltsamkeiten seiner Begegnisse auf. So berichtete er jetzt über Bajazeth's siegreichen Zug gegen Ungarn, wobei Schildberger bis auf den Tod verwundet ward, von seiner Haft in Gallipolis, von dem Heerzug in die Provinz Karamanien und wie König Burchanaddin aus seinem Lande vertrieben worden; wie sich ihrer an sechzig Christensclaven verbanden, um vereint zu entfliehen, und glücklich entkamen, aber wieder eingeholt neun Monate im Gefängniß büßen mußten; von dem großen Kampfe der Schlangen und Nattern, der dazumal bei der Stadt Sampson sich zugetragen; dann von Tamerlan und seinen unglaublichen Grausamkeiten, wie er Damaskus belagerte, darinnen ein Tempel, so groß, daß man durch vierzig Thore zu ihm einging, in dem neuntausend Lampen brannten, Alles voll Gold und Silbers, der von dem Tyrannen jämmerlich verbrannt wurde und wo von den Schädeln der Erschlagenen drei hohe Thürme aufgebaut wurden; von der Belagerung Babylons und dem großen Zuge gegen Indien. Wie Tamerlan lange Zeit vor Hispahan gelegen und die Stadt nicht nehmen konnte, bot er der bedrängten Stadt Frieden an, wenn sie ihm ihre Bogen-

schützen auf weitere Kriegsfahrt leihen wolle, da wurden ihm zwölftausend Mann zugesendet, denen er die Daumen abhauen ließ und so in die Stadt zurückjagte; so ward die Stadt genommen und Alle, die darinnen, gefangen, nur die Knaben von sieben bis vierzehn Jahren blieben am Leben, den älteren wurden die Köpfe abgeschlagen und ein großer Thurm in der Stadt davon aufgerichtet, die Kindlein aber auf ein weites Feld getrieben und niedergeritten. Als der große Tyrann aber endlich verstorben, da habe seine Seele nicht Ruhe gefunden und ein Jahr lang ohn' Maßen im Grabe zu heulen angehebt, bis die Magier seinen Nachfolger beriethen, alle Gefangenen frei zu lassen. Da ward erzählt von Persien, dessen Hauptstadt zwölftausend Straßen hat, wo Niemand Großsultan werden kann, er sey denn in dieses Land vorerst als Sklave verkauft worden; wo die Tauben Briefe hin und her bringen und der Vogel Saka Wasser trägt in die Wüste, damit die Vöglein zu trinken hätten; wie er dann weit hinaufgekommen in das Land der Waldmenschen, die auf Bäumen wachsen, wohnen, leben und wie wild Gethier in den Bergen umlaufen, dann weiter hinauf zu den Leuten, die sich in rohe Felle kleiden, wo Hunde Schlitten ziehen, Säcke und Felleisen über Land tragen und die Eingebornen den Glauben der heiligen drei Könige haben, wie er endlich auch das Reich der Frauen und Weiber gesehen, die allein leben, in den Krieg reiten, fechten und mit dem Bogen schießen. Dann kam die Rede auf die große Tartarey, — wo die Eingebor-

nen nicht Brod essen, noch Wein trinken und das Fleisch, in dünnen Scheiben unter den Sattel gelegt, mürbe reiten, — auf Arabien, wo in der Wüste steinalte Leute leben, die nach fünf Zillahs *) noch kräftig und rüstig mit Kameelthieren in die Wette gingen, und Greise, die oft acht Zillahs und noch mehr zählten und niemalen anders, denn von Kameelmilch sich genährt, — auf das Grab der heiligen Catharina, so auf dem Berge der Erscheinung gelegen, von Mönchen bewohnt, die stets fasten und ihre Zeit in Betrachtung göttlicher Dinge dahin bringen, — alldorten brennen viel hundert Lampen und bringt jeglicher Vogel, soviel deren im Lande, dorthin zur Zeit der Reife eine Oelbeere getragen, dem Kloster zum Geschenk, — so aber eine der Lampen dunkel zu brennen begonnen, dann stirbt auch einer der Brüder. Auch das heilige Grab ward nicht vergessen, Mesir (Kairo), der Glaube der Muhamedaner, die türkischen Fasten und Ostern, die Geschichte des falschen Propheten und wie die Christen Türken werden, ebenso die Religion der Griechen und Armenier mit ihrer denkwürdigen Feindschaft ausführlich besprochen.

Das Alles hatte der Erzähler, fast ausschließlich gegen Anna gewendet, vorgebracht, die er mit seinen Augen gleichsam gebannt hielt, was den Uebrigen auffiel, und nur bisweilen, wenn Ein oder das Andere sich näher um eine Sache erkundigte, auch den Umsitzenden ein flüchtiger Augenmerk ge-

*) Eine Zillah = 40 Jahren.

gönnt; so ging man denn auseinander, seltsam gestimmt; sinnend der Vater, zweifelnd die Mutter, eifersüchtig aber der Baumeister, der den alten Wanderer neben an im Kämmerlein noch lange beten und seufzen hörte, bis der wohlthätige Schlaf alle Sorgen in seine Arme nahm. —

5.

Die Kunde von dem Abenteurer war schnell in der Stadt umgegangen und unverzüglich auch in die Burg zu Herzog **Albrecht** gelangt, der bei seinem Geheimschreiber bald näheren Bericht hierüber verlangte, so daß der Herzog Verlangen trug, den Wanderer selbst zu sehen und zu sprechen.

So kam es denn, daß Schildberger schon am Feste des heiligen Johannes, dessen Namen er trug, gerade als sie in des Schreibers Hause beisammensaßen und gesegneten Wein tranken — denn da trinkt jedmänniglich Johannes-Minne, wodurch die Frauen Schöne, Stärke aber die Mannen erlangen — in die Burg entboten ward. Albrecht nahm ihn mit gewohnter Güte und Freundlichkeit auf, ließ sich seine Geschichte erzählen, und da er den treuherzigen Mann liebgewann und große Lust an einem, aus wunderlichen Leuten zusammengesetzten Hofstaat hatte, so bot er ihm eine ehrenvolle Bedienstung als herzoglichen Kammermeister an, die Schildberger, der ganz und gar ohn' Hab und Gut war und ohne Peters junger Freundschaft kaum die nöthigste Lebsucht erhalten hätte, mit Freuden annahm. Beschenkt mit einem kostbaren Kleide aus arabischen Pfellen, — wie er sich denn auch fürderhin, dem Herzoge zu Gefallen, in orientalische

Tracht gewandete, — begann er sogleich sein Amt, indem er seinen frommen Herren in die Messe geleitete, das zierlich geschriebene, mit kunstreich gemalten Initialen verzierte Gebetbuch nachtragend.

So war denn alle Noth und Angst, in der Schildberger die längste Zeit seines Lebens zugebracht, abgewendet und eine friedliche Zukunft lag vor ihm ausgebreitet. Aber im Herzen des Alten war die Ruhe noch nicht eingekehrt, er hatte zu viel Sturm und Ungemach erfahren, als daß er plötzliche Windstille hätte ertragen können; es ging ihm wie Seeleuten, die von ihrem stürmischen Element plötzlich auf die feste Erde versetzt werden; der Boden wankte und schwankte noch immer unter den Füßen, es fieberte in allen Adern und Pulsen und neue Wunden brachen auf. Die liebliche Erscheinung Annens hatte ihm alte Erinnerungen wach gerufen und seine Jugendliebe war in der holdesten Gestalt verjüngt wieder vor ihn getreten, darüber mußte er nun Gewißheit haben und das Geheimniß enthüllt werden. Und wie nun in Ebbe und Fluth seine Vermuthungen und Pläne hin und her gingen, da kam es ihm oft in den Sinn, als müsse er sich die Jungfrau vom Vater erbitten; dann aber rückte sein eigener grauer Bart ihm wieder die Thorheit vor und er beschloß alsbald, so viel wie möglich alle Zweifel beseitigend, den neuen Knoten, der sich ob seinem Haupte zusammenzuziehen schien, mit aller Vorsicht zu lösen. Deßhalb machte er sich am folgenden Tag sogleich auf nach dem Hause am „obern Gra-

ben", dort mit seinem Freunde, dem er so hoch verpflichtet war, offen zu reden.

Wir aber springen ihm leicht voraus, denn alldorten verweilt noch ein lieber Gast.

6.

Ein alter Brauch ist es, — die Deutung aber weiß Niemand, — daß am „unschuldigen Kindleintag“ die jungen Gesellen herumgehen mit einer Ruthe und die Jungfrauen um Lebküchlein schlagen, ein Possenspiel, das auch Eheleute, Anverwandte und Freunde selbander zu treiben pflegen.

So harrte denn auch der Ensinger in aller Frühe mit einem zierlichen Rüthlein aus einzelnen Zweigen von grünem Buchsbaum, mit Rosmarin, Lorbeer und Pomeranzen verziert, und fitzelte das Mägdlein, das sich dessen nicht versehen, zart auf die Hände, mit der sorglichen Frage, wie ihr der Pfeffer schmecke. Die Schäkerei gefiel den jungen Leuten, sie neckten sich gegenseitig im lustigen Spiel — da klang plötzlich vom Allerheiligen-Kirchlein, das Ainwich der Gollier am Marktplatz erbaut hatte, das Glöcklein herüber gar schrill, in kurzgezogenen Tönen, zum Zeichen, daß Jemand in den letzten Zügen liege und die Gläubigen um Gebet bitte. Anna ging zum Fenster und betete; der Baumeister folgte.

„Ach Gott,“ — hub die Jungfrau darauf an, — „da ist wieder Eines aus dem Leben gegangen, wer weiß, wie es mit ihm bestellt gewesen. Ist gar ein traurig Ding um's Sterben, hab's lang nicht gewußt und verstanden; war noch

gar klein, da sagten sie mir einmal, mein Schwesterchen sey todt — todt? was ist das? nicht mehr leben? Stund gerade da am Fenster und schaute hinaus in die Nacht; die war so schön und Alles so still, als wäre der Frieden herniedergestiegen und als schliefe die ganze Welt und nur ich mit meinem Jammer wäre allein und dächte an den Tod und konnt' es nicht begreifen, daß das schöne Leben nicht immer so bleiben könne. Sie trugen sie fort, hinaus und sagten, sie werde wieder kommen, und wußt' nicht wohin und was nun werden solle. Hab' mein liebes Gespiel lang gesucht und nie verschmerzt, war damals recht traurig, gar traurig und hab' geweint. — Als Kind, glaub' ich, stirbt sich's gut ..."

„Aber später," — fiel jetzt der Baumeister ein, — „später, wenn Einer so ganz allein daliegt und nicht Vater noch Mutter, Niemanden hat, der ihm die Augen zudrückte und in frommer Weise seiner gedächte, wenn Einer so ganz allein in der weiten Welt steht, Jungfrau! das wißt Ihr kaum und könntet doch Einem helfen, der darum groß Bange hat."

„Das muß wohl noch ärger seyn," — antwortete Anna, — „wenn Weib und Kinder heulen und der Sterbende den Jammer mit ansehen und anhören muß und nicht helfen kann."

„Dann wird Gott sorgen," — sagte der Andere, — „er ist der Schutzherr der Wittwen und Waisen und nimmt Alle in seine Huth."

„Ihr habt ernste Gedanken" — erwiederte Anna — „und ein christlich Gemüth ...."

„Und weil wir ernst sind, so will ich Euch sagen, gerade und ohne Umschweif“ — unterbrach sie der Bauherr — „daß ich mit Niemand lieber mein Leben hinbringen und enden möchte, als in Eurer Nähe und an Eurer Seite.“ So sprechend drückte er einen leisen Kuß auf die klare Stirne seiner Nachbarin, die es freundlich geschehen ließ, dann aber, sich sanft losmachend, erwiederte:

„Ist's Euch recht, so sprecht mit dem Vater und wenn der ...“

Die Thüre ging auf und er erschien, wie gerufen; voraus aber die Mutter, den Morgentrank tragend. Mochte wohl den Vorgang noch bemerkt haben, denn sie begann zu schmähen auf die jungen Leute und wie man zu ihrer Zeit ganz anders sich betragen; Ensinger aber ging gerade mit der Sprache heraus und verlangte die Jungfrau zu seinem Gemahl, indeß Anna sich heimlich hinwegbegab. Die Mutter war noch immer unzufrieden und ihr Unmuth schien zu steigen, weil sie noch gar nicht zu Rathe gezogen und lieber gesehen hätte, daß der Werber ihre Beihülfe und Fürsprache in diesem Handel vorerst angegangen. Der Vater war über diesen Antrag, der ihm nicht so unvermuthet, wie seiner Ehehälfte gekommen seyn mochte, erfreut, nur meinte er, daß man das Töchterchen darüber auch hören müsse, und wie nun Anna nach langem Suchen und Rufen endlich erschien, mit verweinten Augen, und sich ganz in die Gnade der Mutter ergab: da war auch diese besänftigt — denn Mütter können auf

junge Schwiegersöhne selten lange zürnen — wozu noch die Schwere des Namens der Ensinger kam, die damals von Mailand bis Köln vielgenannt und hochgerühmt gewesen.

Da pochte es an der Thüre. »Ç bah' el-khir ia sidi« — sagte Schildberger eintretend, aber der Vater versetzte launig:

„Ich bitt' Euch, laßt Euer Arabisch oder was es sonst seyn mag da hinten im Heidenland und wo der Pfeffer wächst; wollt Ihr aber von den Hochzeitgebräuchen der fremden Völkerschaften, etwa der Gorgeten und Jessen erzählen, so thut es; die Hochzeit muß mit Glanz vollführt werden, denn ein schlauer Vogel hat unsere Nachtigall gefangen und die Zwei da sind ein Paar; Ihr könnt Euern Glückswunsch gleich abstatten."

Das war für den Alten, der selbsten auf Freiersfüßen gekommen seyn mochte, zu viel; aber sein verdutztes Gesicht wurde für Erstaunen ausgelegt. Die Leutchen merkten es kaum, daß der Arme wiederum Schiffbruch erlitten habe. Anna ging ihm, der noch immer an der Thüre stand, entgegen, rückte den Sitz zurecht und bot ihm freundlich die Hand; aber Schildberger fuhr zusammen, wie vom Schlage gerührt; fest hielt er die kleinen weißen Finger der erschreckten Braut und indem er sie mit seinen Blicken durchbohren zu wollen schien, stotterte er mit tonloser Stimme: „Wer Ihr den Ring gegeben habe." Die Antwort war leicht, denn die Mutter hatte in der Freude des Herzens ihn gerade als Angebinde an das Fingerlein gestreift. In ihrem Gemüthe aber tauchten, gleich den einzelnen

Tönen eines längst vergessenen Liedes, die Erinnerungen auf, welche Bewandtniß es mit dem Ringe eigentlich habe, und die schnell hingestreuten Vermuthungen gestalteten sich klar und vernehmlich, als Schildberger von seiner ersten schwärmerischen Liebe erzählte, die er zum schönen Töchterlein des Hans Strang von Straubing vor seinem Auszuge in die Welt im Herzen getragen, die er nun in der ehrsamen Hausfrau seines Freundes wieder erkannte.

Das Alles aber auseinanderzusetzen erforderte längere Zeit, als daß es auf Einmal abzuthun möglich gewesen; deßhalb beschloß man, so bald wie möglich, wieder zusammenzukommen, wozu wohl die letzten Stunden des Jahres am füglichsten gewählt wurden. —

7.

Die Reden waren hin und her gegangen, die Fäden entwirrt und auseinander gezogen, die Räthsel gelöst. Da saßen sie gar fröhlich plaudernd beisammen. Diesesmal befand sich unter den Gästen Conrad Paumann, der seine herzogliche Musikmeister, der, obgleich blind geboren, sich besonderbar, wie Keiner im ganzen deutschen Land allüberall weit und breit, auf Lauteniren, Schalmeien und Orgelspiel verstund und seine seltsamen Weisen wunderbar erklingen ließ. Ehe man sich aber dessen versehen, war man bald wieder weit im Orient unter den wilden Völkerschaften und anderweitigen merkwürdigen Ereignissen, wobei Jedes etwas zu fragen hatte und der Wanderer die gehörten Dinge bestätigte oder aus eigener Anschauung berichtete, so daß es bunt durcheinander ging und Eines das Andere gab.

Schildberger hatte ein Fläschlein Balsams, der alle Wunden und Schäden heilt, mitgebracht und an Anna geschenkt; ein auf das Messer gestrichenes Tröpflein bewies seine Echtheit, als es, an's Licht gebracht, in bläulichen Flämmchen auflodernd, sich verzehrte. „Es kann aber seine Güte und Kraft noch auf verschiedene Weise erproben, wenn Ihr morgen davon in die Hand gießt und gegen die Sonne hebt, da wirst

Du die Hitze nicht vertragen können, als läge helle Glut auf der Hand; oder gießt Ziegenmilch in einen silbernen Becher und tröpfelt Balsam hinein, nur ein klein wenig, so wird die Milch augenblicklich gerinnen." Die Mutter aber erhielt eine Jerichorose — die in der Wüste wächst, durch welche die heilige Jungfrau auf der Flucht nach Egypten gezogen, auch im steinigten Arabien oder am wilden Seegestade des rothen Meeres, da sie aus dem Sande herfürsprießen — einen dunkelfarbigen, holzartigen Stengel mit nach innen gekehrten sparrigen Zweigen und Aestlein, und wenigen länglich zugestumpften Blättern; so setzte er sie nun in seinen Becher und siehe, bald öffnete sie sich, zu großer Freude, geheimnißreich nach und nach, und die Blumen, kurz und klein, erst röthlich, dann grünlich gelb, die nach einigen Stunden ganz in Weiß übergingen, blühten wie ein Märchen leuchtend auf; die werden, meist in der Christnacht, von den Frauen mit großer Verehrung in frisch Wasser gesetzt und Lichtlein herum angezündet; auch die Türken halten sie hoch in Ehren, wie sie überhaupt keine Rose auf der Erde liegen lassen, sondern sogleich aufheben, glaubend, durch Muhameds Schweiß seyen sie so schön gefärbt. Von da kam man auf den Baum, so nicht weit von Ebron, im Thale Manneh, schon seit Abraham's Zeiten blühend gestanden und ununterbrochen gegrünet, beim Kreuztode des Erlösers aber plötzlich verdorret, von dem unter den Eingebornen die Prophezeiung sich erhalten: ein abendländischer Fürst werde Jerusalem mit einem christlichen Heere erobern und unter dem

Baume Messe singen lassen, da wird dann der Baum wieder ausschlagen und Früchte bringen; die Moslim warten dieses Baumes sehr und so Einer, mit der fallenden Sucht behaftet, ein Zweiglein dieses Baumes erlangt, der ist geheilt und vor allen Gepresten des Lebens gesichert. Das wollte der Baumeister nun nicht glauben und gedachte des Birnbaumes auf dem Walserfelde, der einstens auch wieder grün Laub und reife Frucht erlangen und große Dinge bedeuten soll; aber Peter suchte aus seiner Bücherei ein rothgebunden, schöngeschrieben Libell, so Michel Velser, der hochgelehrte Herr zu Augsburg, vor kurzer Zeit aus dem Latein des vielgereisten Johannes von Montevilla, der die ganze Welt befahren, transferirt hatte, da stund die Sache bereits mit Fleiße beschrieben, so daß der Andere fürder nichts einzuwenden hatte. Da nun einmal von Bäumen die Rede war, so fragte man auch nach dem tartarischen Baumlamm, Borametz genannt, zu dessen angeblicher Entstehung die sonderbaren Verschlingungen und Verwachsungen eines gewissen Mooses Veranlaß gegeben; der Blinde aber erzählte über die, unter dem Galgen eines unschuldig Gehenkten wachsenden Alraune oder Mandragora, die, wie ein Mensch gestaltet, von schwarzen Hunden an den Freitagen ausgezogen werden können, Jedermanns Freund sind und Geld im Ueberfluß herbeischaffen. Schildberger aber ward heftig erzürnt darüber, die Galgenmännlein seyen ein bösartig Machwerk und ihre Kunst erlogen und betrogen, er habe nie Glück von diesen Dingen wiederfahren. Was lag aber da

näher, als von Meerfrauen und Seemännern zu reden, zumal da erst in der Zuydersee eines gefangen worden, das die Stadt Harlem von den Edamern zum Geschenk erhalten, und auch in Friesland ein langbärtiger Geselle mit dicken Haaren, so nicht reden konnte und immer wieder in's Wasser springen wollte, aufgefischt worden war. Bei solchen Dingen gibt es selten ein Ende, darum kommen die Meerungeheuer an die Reihe, von denen Schildberger gar nichts wußte, desto besser erging es beim Phönix, dem schönsten Vogel der Welt: schwarz wie Pech ist sein schlangenartiger Kopf, roth seine Augen und Zähne gleich glühenden Kohlen, sein Hals der eines Drachen, die Brust eines Löwen, die Klauen eines Adelaars und seine Flügel hart und rauh, wie geschliffener Stahl, aber weiß wie Schnee und rauschend im Flug, wie Hagel im Gewittersturm, spitzig sein Schweif, wie Blitzesstrahlen flammend; auf der ganzen Welt gibt es nur einen und der lebt hundert Jahre, in Egypten aber liegt eine Stadt, die heißt Elipole oder die Sonnenstadt, dahin kommt er dann auf den Altar geflogen und verbrennt sich alldorten zu Asche, und so das Feuer erlischt, da findet man ein klein lebendig Würmlein liegen, das wird des anderen Tages zu einem Vogel, des dritten Tages aber vollkommen und fleugt hinweg. Und der Hausvater bestätigte das kopfnickend, gestützt auf Johannes von Montevilla, den edlen Herren, der den Vogel selbsten wissentlich zweimal sitzend und einmal fliegend gesehen haben wollte. Auch der Salamander, der einen Körper wie ein Schmiedebalg hat und

im Feuer lebt, durfte nicht fehlen; des singenden Schwanes achtete man kaum mehr in solcher Umgebung, kaum daß der Vogel Greif, der aus dem Hahnenei gebrütete Basilisk und das Einhorn, das sich nur von einer reinen Jungfrau fangen läßt, noch Gnade fanden, auch die Geschichten von dem Riesen, aus dessen Rippen eine Brücke gebaut wurde, und jene von der Sperberburg machten die Runde: wer weiß, wann das wißbegierige Häuflein Ruhe gefunden, hätte nicht plötzlich von der Straße herauf ein helles Horn getönt und der Wächter das neue Jahr, das unterdessen richtig eingetroffen, angesungen nach der alten Weise:

Wiederum ein neues Jahr,
Immer noch die alte Noth,
Doch das Alte kommt von uns
Und das Neue kommt von Gott.

Gottes Güt' ist immer neu,
Immer alt ist uns're Schuld,
Neue Reu' verleih' uns Herr
Und beweis' uns alte Huld.

So trennte man sich; Paumann zog sich, vom Baumeister geleitet, durch ein enges Gänglein in sein angebautes Haus zurück; Schildberger aber, der heute unmöglich mehr in die Burg zurückkehren konnte, ward in das Kämmerlein geschoben, das der Alte — wie man ihn zu nennen pflegte ob seines grauen Bartes, denn in Wahrheit hatte er das neunundvierzigste Jahr noch nicht ganz zurückgelegt — vor wenig Tagen erst verlassen hatte. —

8.

Was sich fürder noch begeben, ist kurz zusammenzufassen. Ensinger, der gleich darauf von dannen zog, brachte noch in der Fastnacht seinen Bruder Caspar — da sein alter Vater, der 1430 zu Ulm mit Tod abging, die Reise nicht mehr bestehen konnte — zur fröhlichen Hochzeit nach München, wobei Schildberger ein schön geschrieben Büchlein, darinnen all seine Abenteuer und Erlebnisse verzeichnet waren, der Braut verehrte; darauf fuhr das Paar von dannen; Ensinger ward 1429 Kirchenmeister und Werkmann zu Bern im Hechtlande, kehrte aber, nachdem auch des Vaters Nachfolger, Caspar, im Jahre 1446 gestorben, nach Ulm zurück, führte den Bau fort, vollendete das Gewölbe des Thores und betrieb die Aufrichtung der Pfeiler und Umfangsmauern und die Erbauung des Vorderthurmes, bis er, wie eine Inschrift am obern Nordportal des Münsters besagt, 1463 starb; sein Brustbild will man an der mittäglichen Wendeltreppe des großen Thurmes erkennen.

Schildberger ehelichte späterhin eine ehrsame Wittwe, deren Namen nicht auf uns gekommen; die Letzten seiner Nachkommen leben noch in Rosenheim, dem kleinen Städtlein, — so gelegen wo die hohen Gebirg stehen und die großen Wasser, so ehedem das bayerische Meer benamset — bis auf den heutigen Tag.

Vor dem Schreiber dieser Historie aber liegt ein gar altes Druckwerk von Schildbergers Historie, ohn' Jahr- und Seitenzahl, so durch Ensingers Fürsorge mit gar sauberen Schildereien durch die neue Kunst Guttenbergs, von den aus Mainz versprengten Gesellen zu Ulm veranstaltet worden, dabei liegt aber noch ein kostbar Kleinod, das Goldfingerlein mit dem Schweißtuch, das der Schreiber von seinen Urvoreltern überkommen hat und das er gleichfalls einstens, so Gott will, seinem herzallerliebsten schwarzbraunen Maidlein anzustreifen gesonnen ist.

Hätte ich es lieblich gemacht, das wollte ich gern. Ist es aber zu gering, so habe ich doch gethan, so viel ich vermocht.
Denn allzeit Wein oder Wasser trinken, ist nicht
lustig: sondern zuweilen Wein, zuweilen
Wasser trinken, das ist lustig: also
ist es auch lustig, so man
mancherlei lieset.
Das sey das
Ende.